



Jean Ziegler
Jean-Phillipe Rapp

BURKINA FASO

Eine Hoffnung für Afrika?

Gespräch mit Thomas Sankara

Jean Ziegler, Jean-Phillipe Rapp

Burkina Faso - Eine Hoffnung für Afrika?

Gespräch mit Thomas Sankara

Zürich 1987

Daten zu Burkina Faso

Burkina Faso, eines der ärmsten Länder der Welt, besitzt weder eine nennenswerte Industrie, noch Plantagenwirtschaft. 90% der Bevölkerung leben auf dem Land und versorgen sich selbst. Die ehemalige Kolonialmacht Frankreich hat nichts in dieses Land investiert, sondern es als Arbeitskräftereservoir für die umliegenden Länder benützt. Die unabhängig gewordenen Staaten haben die Kolonialstruktur geerbt. Noch heute leben fast zwei Millionen Voltaïques im Ausland. Bis in die Sechziger Jahre war Ghana das wichtigste Emigrationsland, heute ist es die Elfenbeinküste. Deren Bedarf an Arbeitskräften ist mittlerweile gedeckt, aber immer noch versuchen zahlreiche junge Männer, als Schwarzarbeiter über die Grenze zu gelangen, in der Hoffnung in Abidjan Arbeit zu finden. Sie fehlen dadurch als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft.

Fläche: 274 000 km²

Einwohner: 7,1 Mio

Hauptstadt: Ouagadougou, ca. 300 000 Einw.

Städtische Bevölkerung: 9%

Anteil der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft: 82%

Pro-Kopf-Einkommen: 110 \$

Jahresbudget 1983: 135,3 Mio \$ (davon 49 Mio \$ französische Hilfe)

Jährliche Entwicklungshilfe: 400 Mio \$

Importe: 358 Mio \$ (v.a. aus Frankreich und aus der Elfenbeinküste)

Exporte: 90 Mio \$ (Vieh, Baumwollsaat, Erdnüsse)

Analphabetismus: 95%

In Burkina Faso leben verschiedene Völker Sprach- und Religionsgruppen. Die Mossi (50%) bilden die wichtigste Ethnie. Zum Islam bekennen sich 20% der Bevölkerung.

*Wenn die Unterdrückung zunimmt
Werden viele entmutigt
Aber sein Mut wächst
Er organisiert seinen Kampf
Um den Lohn Groschen,
Um das Teewasser
Und um die Macht im Staat.
Er fragt das Eigentum: Woher kommst du?
Er fragt die Ansichten: Wem nützt ihr?*

*Wo immer geschwiegen wird
Dort wird er sprechen
Und wo Unterdrückung herrscht
Und von Schicksal die Rede ist
Wird er die Namen nennen.*

*Wohin sie ihn jagen,
Dorthin geht der Aufruhr,
Und wo er verjagt ist
Bleibt die Unruhe doch.*

Bertold Brecht
Lob des Revolutionärs
Werkausgabe, Gedichte 2

Vorwort von Jean Ziegler

In unserem Europa des gleichgeschalteten Bewusstseins, des verworrenen Konsenses und der triumphierenden Staatsräson weist schon der Gedanke, mit der mörderischen Weltordnung zu brechen, auf Wahnsinn hin. Ein Revolutionär gilt bei uns bestenfalls als sympathisches Original, als eine Art geistiger Clochard, als harmloser Spinner oder pittoreske Randfigur, schlimmstenfalls aber als beunruhigender Unruhestifter, Abnormer, als Geisteskranker. Die Realpolitik (dt. im Original) beherrscht den Planeten. Ihre Legitimationsideologie: grosssprecherischer Chauvinismus, die lügenhafte Menschenrechtsdoktrin. Ich übertreibe? Die USA, Frankreich, die Schweiz, England und viele andere westliche Staaten beherbergen in ihren Grenzen wirkliche, lebendige Demokratien, die die Freiheitsrechte und den Anspruch auf ein glückliches Leben jedes Einzelnen respektieren. Aber in ihren neokolonialistischen Reichen, gegenüber den peripheren Völkern, die sie beherrschen, praktizieren diese gleichen westlichen Demokratien das, was Maurice Duverger den „äusseren Faschismus“ nennt; in den Ländern der Dritten Welt sind alle sozialen Indikatoren seit nahezu zwanzig Jahren negativ (ausser die Rate des Bevölkerungswachstums). Die Unterernährung, das Elend, der Analphabetismus, die chronische Arbeitslosigkeit, die endemischen Krankheiten, die Zerstörung der familiären Strukturen sind die direkten Folgen des ungleichen Tausches, der Tyrannei der Schuldenlast. Die westlichen Demokratien praktizieren Völkermord durch Indifferenz. Régis Debray formuliert das so: „Die freien Menschen brauchen Sklaven.“ Den brüchigen Wohlstand des Westens gibt es nur um diesen Preis.

Von Zeit zu Zeit erheben sich an der Peripherie Männer, Frauen, weisen die bestehende Weltordnung zurück und verlangen für sich, für ihre Völker, die Möglichkeit zu leben.- *Thomas Sankara* ist einer dieser Männer. Mysterium der menschlichen Freiheit: dieser Aufstand des Geistes findet meistens in den bedürftigsten, am meisten heimgesuchten Landstrichen statt. Burkina-Faso ist das neuntärmste Land der Erde, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen; in der von der Weltbank veröffentlichten Liste figuriert Burkina-Faso an 161. Stelle. Das Nahrungsmitteldefizit des Landes belief sich 1985 auf 200'000 Tonnen Getreide. Industrielle Infrastruktur? Inexistent. Strassen- und Eisenbahnnetz? Rudimentär. Lebenserwartung? Die Hälfte derjenigen Frankreichs. Das Staatsbudget? Dauernd defizitär; jedes Jahr, ab Oktober muss Burkina im Ausland um die nötigen Summen zur Bezahlung seiner Staatsangestellten betteln, von denen es zu viel gibt und die in weiten Bereichen parasitär sind. Schliesslich das institutionelle Erbe: es entspricht den Forderungen für die autozentrierte, beschleunigte Entwicklung eines Landes, in welchem eine primitive Landwirtschaft vorherrscht und keine interne Akkumulationsbasis existiert überhaupt nicht.

Jeder Mensch ist das Produkt einer komplizierten Dialektik von Allgemeinem und Besonderem, einer vielgestaltigen, widersprüchlichen Sozialgeschichte und einem persönlichen Willen, der selbst wieder von der Entwicklungsgeschichte der Familie oder des Clans abhängig ist. Wie Jean-Paul Sartre sagt: „Es handelt sich nicht darum, was wir aus unserer Freiheit machen wollen. Die Frage ist: was wollen wir daraus machen, was man aus uns gemacht hat?“ Die Dialektik zu verstehen, die einen Sanka-

ra hervorgebracht hat, ist das ehrgeizige Ziel dieses Buches.

Wie ist das zu machen? Am besten ist es wohl, das Wort dem Gegenstand der Untersuchung, der handelnden Person selbst zu geben.

In diesem Buch ist es deshalb vor allem Sankara selbst, der zu Wort kommt. *Jean-Philippe Rapp* regt an und registriert das Gesagte.

Jean-Philippe Rapp ist ein renommierter Journalist von internationalem Ruf. Ehemaliger Produzent der Sendung „Temps présent“ beim Westschweizer Fernsehen, leitet er heute die Mittagsausgabe der Fernsehtagesschau. Im weitern hat er die Verantwortung für den Kurs über Kommunikationsfragen am Institut für Entwicklungsstudien der Universität Genf. Mit Sankara unterhält er privilegierte Beziehungen; „Temps présent“ hat auf seine Anregung hin sowie jener von Jean-Claude Chanel, Serge Théophile Balima und Azod Sawadogo eine Sendereihe produziert, in welcher die Spitäler von Genf und Ouagadougou vergleichend analysiert werden. Aufgrund einer Sammlung in der schweizerischen Öffentlichkeit, welche auf ihren Appell geantwortet hatte, konnten sie in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsminister Burkina-Fasos eine kinderärztliche Klinik bauen. Aus dieser burkinabeisch-schweizerischen Zusammenarbeit heraus entstand eine Freundschaft; Rapp führte zu mehreren Malen lange Gespräche mit Sankara. Das Resultat? Ein Portrait über Sankara, das vom Westschweizer Fernsehen ausgestrahlt wurde, sowie das vorliegende Buch. Handelt es sich beim Dialog Sankara-Rapp um einen Dialog zwischen Leuten, die unter der gleichen Decke stecken? Offensichtlich nicht. Rapp hält wie auch ich nichts von der Verehrung grosser Männer. Wie ich hat auch er einen Horror vor

„Helden“. Das Buch enthält einen didaktischen Dialog: Sankara versucht mit bemerkenswertem pädagogischem Geschick, sein politisches Projekt und seine persönlichen und ideologischen Wurzeln zu erläutern. Seine Offenheit ist total. Er versucht nicht zu verführen (weder Rapp noch ich hätten uns zu einer solchen Operation hergegeben ...), sondern zu *sagen, was ist*. Dank diesem Dialog öffnet sich vor unseren Augen ein faszinierendes Stück afrikanischer Zeitgeschichte.

Warum bin ich auf dieses Buch-Projekt eingestiegen? Nizza, im März 1986: Robert Charvin, Doyen der rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Nizza, hat uns, das heisst einige Kollegen und mich, in sein Büro eingeladen, das auf halber Höhe eines prachtvollen Pinienparks über der Baie des Anges gelegen ist. Thema der Diskussion: Die Themen für Doktorarbeiten. Nizza hat ein ähnliches Problem wie Genf; zahlreiche Doktoranden aus Afrika, Asien und Lateinamerika sind auf der Suche nach einem Doktorvater... und vor allem nach einem Thema, das mit ihren persönlichen Erfahrungen, ihren intellektuellen Interessen, ihren Zukunftsprojekten im Einklang ist. Und was machen wir, die europäischen Professoren? Wir stellen gelehrte Themenlisten auf, die von der Analyse bewaffneter Befreiungsbewegungen, über den Aufbau der Nationalstaaten an der Peripherie, bis zur ideologischen Kulturaneignung der Avantgarden reichen. Praktisch nie schlagen wir ein Thema vor, das die einheimische Symbolproduktion problematisiert. Warum das? Ganz einfach, weil in der weitläufigen, soziologischen und politologischen Bibliografie, die es gibt, grundsätzliche Werke aus der Feder von Führern der Befreiungsbewegungen selbst fast inexistent sind. Die Werke Amilcar Cabrals, Kwameh N’Krumahs, Luiz-

Emilio Recabarrens, Jose-Maria Mariateguis oder Anibal Ponces stellen seltene Ausnahmen dar. Es herrscht ein grausamer Mangel an theoretischen Werken und Systemen der Selbstinterpretation, die von den afrikanischen (lateinamerikanischen etc.) Kämpfern selbst ausgearbeitet wurden. Am Tage nach dieser Diskussion, als ich aus Nizza zurückgekehrt war, gab ich Jean-Louis Gouraud und Pierre-Marcel Favre meine definitive Zustimmung zu diesem Buchprojekt. Gouraud und Favre sind die Initianten des „Projektes Sankara“.

Was ist die Struktur dieses Buches? Es besteht aus drei Teilen. Ich selbst bin für den ersten Teil verantwortlich. Ich formuliere darin einige Hypothesen und intuitive Gedanken, welche die Genese des Denkens von Sankara und die darin enthaltenen, offensichtlichen Widersprüche betreffen.

Dieser erste Teil enthält die Reinschrift meiner Notizen, die ich während meines Aufenthaltes in Burkina gemacht habe, sowie der zahlreichen Gespräche, die ich dort mit Einheimischen, politischen Verantwortlichen oder einfachen Bauern, geführt habe. In diesem ersten Teil kommt auch meine Interpretation bestimmter Schlüsselereignisse in der jüngsten Geschichte dieses Landes zur Sprache.

Ich möchte folgendes unterstreichen: Ich lege hier keine soziologische Analyse der politischen, ideologischen, wirtschaftlichen und militärischen Umwälzungen vor, welche die jungen Offiziere, Sieger der Machtprobe vom 4. August 1983, in ihrem Land bewerkstelligt haben, dessen Schicksal, Geisteshaltung und Strukturen sie verändern wollen. „Ober-Volta“, dank Sankara Burkina-Faso, „die Erde der freien Menschen“, geworden, gehört zu jenen afrikanischen Ländern, deren Sozialgeschichte, ethnischer Aufbau und vielschichtiges kulturelles Erbe

am besten bekannt sind; es gibt in Ouagadougou eine ausgezeichnete Universität; am IFAN von Dakar, am ORSTOM von Abidjan, am CNRS in Paris und am Genfer Institut Universitaire d'Etudes du Développement (Universitätsinstitut für Entwicklungsstudien) gibt es Spezialisten - Ökonomen, Linguisten, Politologen, Anthropologen und andere -, die interessante Monographien über die Völker von Burkina-Faso veröffentlicht haben. Über die gegenwärtige Periode laufen Forschungen, die eine reiche vielfältige Ernte versprechen und die in den kommenden Jahren genaue Kenntnisse in den einzelnen Bereichen bringen werden.

Ich selber bin kein Spezialist, weder des Mossi-Reiches noch der gesellschaftlichen Formationen der Peuls, Bellahs, Touaregs oder Minigues. Was die Geschichte der kolonialen Eroberung des Mossi-Plateaus betrifft, welche die Erinnerung und den Charakter der gegenwärtigen Führung so tief beeinflusst, haben Yves Person und seine Nachfolger Grundlagenwerke veröffentlicht. Ich wiederhole es: Ich mache hier nicht die Arbeit des Soziologen; das machen Kollegen, Spezialisten dieser Region, und was ich über die ethnische Zusammensetzung, die Klassenwidersprüche, die einheimischen Schöpfungsmythen weiss, stammt aus Sekundärquellen, die ich am Schluss des Buches als bibliographische Auswahl angeführt habe.

Der zweite Teil des Buches enthält Gespräche Sankaras mit Jean-Philippe Rapp. Der dritte Teil ist ein dokumentarischer Teil; er gibt eine Anzahl von grundlegenden Texten wieder, die für das Verständnis der Ereignisse in Burkina-Faso in der Periode 1983-86 unumgänglich sind. Micheline Bonnet, Dokumentalistin an der soziologischen Abteilung der Universität Genf, war so freundlich, den ersten Teil des Buches druckfertig zu gestalten; Juan

Gasparini, mein Assistent, hat die bibliographische Auswahl zusammengestellt. Ich möchte Ihnen an dieser Stelle herzlich dafür danken.

Jean Ziegler, Genf, Ostern 1986

*Mit wem sässe der Rechtliche nicht zusammen
Dem Recht zu helfen?
Welche Medizin schmeckte zu schlecht
Dem Sterbenden?
Welche Niedrigkeit begingest da nicht, um
Die Niedrigkeit auszutilgen?
Könntest da die Welt endlich verändern, wofür
Wärest da dir zu gut?
Wer bist da?
Versinke in Schmutz
Umarme den Schlächter, aber
Ändere die Welt: sie braucht es!*

Bertold Brecht
Ändere die Welt sie braucht es!
Die Massnahme

Erster Teil
Eine neue Macht in Afrika
von Jean Ziegler

Die Lehrjahre

Die Persönlichkeit Sankaras kennzeichnet ein merkwürdiges Paradoxon: fröhlich, extravertiert, debattierfreudig, bis zum Extrem vom Willen zu überzeugen geprägt, gerne lachend, musikliebend, festfreudig, Liebhaber endloser Abendunterhaltungen, gesellig; ist Sankara gleichzeitig ein geheimnisvoller Mensch, einsam, verschlossen fast.

Sankara spricht mit Leidenschaft vom kollektiven Abenteuer, in das er seine Landsleute seit 1983 verwickelt hat. Aber er gibt sich kaum preis, und die Selbstanalyse, die Erforschung seiner eigenen Sozialisationsbedingungen, seiner familiären und persönlichen Geschichte widerstrebt ihm. Die extreme Zurückhaltung, charakteristisch für fast alle grossen afrikanischen Zivilisationen, erklärt seine Bescheidenheit, sobald das Gespräch sich der familiären, privaten Domäne nähert. Sankara ist von seiner Mutter her Mossi, sein Vater ist Peul. Thomas kam 1948 im Dorf Yako, zwischen Kaya und Ouahigouya gelegen, im Mossi-Königreich von Yatenga zur Welt. Ihr ganzes Leben lang, bis heute, fristete seine Mutter die mühselige Existenz einer Mossi-Bäuerin; in der Diskussion mit Rapp ruft Sankara das aufreibende Tageswerk, die ständige und erschöpfende Arbeit seiner Mutter in Erinnerung. Er spricht davon mit Empörung, aber auch mit Zuneigung. Die dominierende Figur seiner Kindheit, seiner Jugendzeit ist ohne Zweifel *der Vater*. Von seiner Herkunft her ist Sankara ein Slimi-Moagoa, Abkömmling

einer unteren Klasse, verachtet von den Mossi-Feudalherren. Das ist wichtig: weder „echter Mossi“ noch „echter Peul“ ist Sankara schon sehr früh gezwungen, sich selbst hinsichtlich seines eigenen Handelns und seiner eigenen Überzeugung zu definieren. Eine eigene Identität zu erlangen, war schon sehr früh eine schwierige Aufgabe. Wenn die feudalen Mossi, Aristokraten in ihrem Königreich und Herren über das Land, diesen Sohn eines Peul schief ansehen, so akzeptieren die Peuls ihn nicht als einen der ihren.

Moussa Diallo, einer seiner engen Freunde, Kampfgenosse Sankaras, Kommandant des in Bobo-Dioulasso stationierten Regiments, hat mir lachend folgenden Vorfall geschildert: Bei der Einweihungsfeier für einen Bewässerungsstaudamm in der Region von Dori ging Sankara an der Spitze des Umzuges, gefolgt von Diallo. Am Abend spricht in der Hütte von Diallo eine Delegation von Peul-Häuptlingen vor. Diallo ist reinblütiger Mossi. Die Häuptlinge machen ihm heftige Vorwürfe: „Moussa, wie kannst du *hinter* diesem Typ her gehen, der nicht einmal ein richtiger Peul ist?“

Wer ist Sankaras Vater? Als Schütze, Krieger „freiwilliger“ des französischen Reiches, hat der Vater die klassische Karriere eines afrikanischen Soldaten im Dienste Frankreichs durchlaufen. Eine zutiefst zweideutige Karriere: treu der Trikolore, überzeugt von der Überlegenheit des weissen Mannes (oder er akzeptierte zumindest die Unterwerfung unter die weisse Gewalt als unausweichliche Tatsache), diente dieser Vater Frankreich in Afrika, Europa und Asien; er unterdrückte seine Brüder und stellte die Ordnung seines Herrn auf drei Kontinenten wieder her. Nach Quittierung des Dienstes wurde er zum „ancien combattant“, der in Bobo-

Dioulasso, in Ouagadougou in den Häusern verkehrte, die den ehemaligen Schützen vorbehalten sind, er erhielt eine Pension und erfreute sich in der Masse der elenden Bauern und städtischen Kleinbürgern der materiellen Privilegien und des symbolischen Prestiges, die ihm seine mager Rente verschaffte. Thomas Sankara, umgeben von zahlreichen Brüdern und Schwestern, wuchs im Schatten dieses geliebten Vaters heran. Aufbegehren gegen den Vater? Nein. *Aber aufbegehren gegen das System, das System, welches aus seinem aufrechten, ehrlichen und mit seinen Nachbarn solidarischen Vater einen Komplizen des Kolonialherrn machte.*

Zwei Anekdoten, die mir Sankara selbst erzählt hat, illustrieren meine These. Die erste: 1960, das Jahr der formellen Unabhängigkeit des Landes. Der kleine Sankara zählt gerade 12 Jahre. Aber er beweist schon Führungsqualitäten. Sankara wohnt zu diesem Zeitpunkt in Bobo-Dioulasso, wo er das Gymnasium besucht. Eines schönen Tages reißen die jungen Franzosen die Fahne ‘Ober-Voltas, die im Schulhof gehisst war, herunter und verbrennen sie. Die schwarzen Schüler, angeführt von Sankara, stürzen sich mit Stöcken bewaffnet auf sie. Wilde Schlägerei und Geschrei. Die Eltern der Weissen greifen ein. Der Vater von Thomas wird für die „Missetaten“ seines Schlingels verantwortlich gemacht und wandert ins Gefängnis.

Die zweite Anekdote: Thomas Sankara, zehnjährig, in der Schule der Weissen. Der Direktor der Schule heisst Vignon. Er hat einen Sohn namens Patrick. Dieser erhält zu Weihnachten ein wunderschönes Fahrrad. Thomas möchte sich fürs Leben gern daraufschwingen. Er schmeichelt dem kleinen Patrick, macht alles, was dieser will, trägt ihm seine Schultasche, versetzt ihm die Schau-

kel in Schwung. Aber nichts fruchtet. Patrick weigert sich, ihm sein schönes Fahrrad auch nur für einen Augenblick auszuleihen. Schliesslich hat es Thomas satt, nimmt ihm das Fahrrad weg und startet zu einer Runde auf den rotstaubigen Pisten des Dorfes. Patrick heult, ruft seinen Vater zu Hilfe. Dieser alarmiert die Polizei. Menschenjagd. Der kleine Sankara wird gefasst und verprügelt. Sein Vater wird ins Gefängnis gesteckt.

Als mir Sankara diese Geschichte erzählte, schien es mir, als wäre er mit der Tatsache, dass sein Vater am Ende dieser Geschichten im Gefängnis endete, nicht so ganz und gar unzufrieden. *Lieber sah er seinen Vater von den Weissen eingesperrt als im Dienst einer fremden Flagge. Das einzigartige Abenteuer* des Thomas Sankara und seiner Waffenkameraden und Mitverschwörer gab in Ouagadougou selbst und in der in Paris erscheinenden afrikanischen Presse Anlass zu schmeichelhaften Interpretationen: Die paar Offiziere, welche die Machtprobe vom 4. August 1983 organisiert haben, seien seit ihrer frühesten Jugend in einer Organisation namens ROC (Rassemblement des Officiers Communistes - Vereinigung der kommunistischen Offiziere) vereinigt. Mit anderen Worten: ihr Marsch an die Staatsmacht wäre identisch mit dem Unternehmen Gamal Abdel Nassers, Abdel Hakim Amers, Abdel Raoufs und der andern *Freien Offiziere Ägyptens*, nach deren Schwur von Mankabad im Jahre 1938. („Dohbat el Arab“, die „Hoffnung der Araber“ hat nie aufgehört, die Einbildungskraft anzufeuern: Muammar Ghadafi, Jalloud, die Sieger des antifeudalen Staatstreiches vom 1. September 1969 in Lybien, nehmen für sich eine identische Laufbahn in Anspruch wie die Freien Offiziere von Kairo).

Aber das alles ist wenig wahrscheinliche Spekulation. Nasser, Amer und Raouf haben die Organisation der Freien Offiziere beim Abschluss an der Militäarakademie in Mankabad durch den berühmten Schwur von 1938 gegründet. Sie verbrachten 16 Jahre im Untergrund, erlitten zahlreiche Niederlagen, knüpften wechselnde Verbindungen, führten in der Zone des Suezkanals einen Guerillakrieg gegen die Engländer und eroberten schliesslich am 23. Juli 1952 durch einen klassischen Militärputsch die Macht. Aber in den Augusttagen von 1983 sehen wir in Pô, Bobo-Dioulasso oder Ouagadougou keine Militäraktion - oder keine ausschliessliche; eine tiefgreifende, widersprüchliche und vielschichtige gesellschaftliche Bewegung macht den Sturz der letzten neokolonialen Regierung, deren Vorsitz Ouedraogo innehatte, möglich. Und was die Lehrzeit im Untergrund betrifft, so war sie für Sankara viel weniger lang als für Nasser und seine Freunde. Im übrigen war es ein Untergrund spezieller Art: Sankara hat in der Illegalität nie eine weit verästelte Kampforganisation geleitet, vergleichbar mit derjenigen der ägyptischen freien Offiziere oder auch der freien libyschen Offiziere.

Im politischen Bewusstwerdungsprozesse Sankaras gibt es zwei wichtige Stationen. Zunächst Madagaskar: Sankara durchlief eine erste Periode der militärischen Ausbildung an der Militäarakademie von Antsirabé. Es ist eine faszinierende Epoche: der Umschwung der 70er Jahre.

Das neokoloniale Regime von Tsirana, ein Kazike aus den Reihen der SFIO und von der Metropole eingesetzt, fällt in der Explosion eines Volksaufstandes. Überall revoltiert das Volk. Das vielschichtige, konfliktreiche Land, Erbe einer tausendjährigen Geschichte, kocht. Damals schon hält ein junger aus der Marineschule von Brest

hervorgegangener Offizier, der Schiffsleutnant Didier Ratsiraka, auf dem Hauptplatz von Atanariva flammende Reden. Sankara lebt die Ereignisse von Madagaskar leidenschaftlich mit.

Nachts diskutiert Sankara mit seinen Kameraden die tagsüber beobachteten Ereignisse. Langsam bildet sich ein politisches Bewusstsein heran. Intensive Lektüre begleitet und begünstigt diesen Prozess.

Drei Jahre später werden Blaise Compaoré und Thomas Sankara an die *Militärschule von Rabat* geschickt. Sankara dazu: „Hier habe ich das erbärmliche Elend des Volkes erblickt, den beleidigenden Luxus der herrschenden Klasse, die Perversion des neokolonialen Regimes, die Leiden, die Verzweiflung, in welche die gewissenlosen Statthalter die ärmsten ihrer Landsleute stürzen.“

Madagaskar ist der Ort, wo sich Sankara die Analyseinstrumente aneignet, die Begriffe, die ihm das Überdenken der Geschichte seines eigenen Landes ermöglichen. In Rabat erwacht der Geist der Revolte, diese geheimnisvolle Kraft, die aus dem Innersten eines Wesens aufsteigt und den Menschen zu dem in ihm schlummernden Rebellen macht.

Zurück in Ouagadougou beginnt die *überlegte, methodische Arbeit des Revolutionärs*. Diskrete Kontaktaufnahme mit Dienstkameraden, die ähnliche persönliche Erniedrigungen erlebten und deren politische Erfahrungen den seinigen nahekommen. Dokumentierte Bestandsaufnahme der Widersprüche, der Funktionsmängel des politischen Systems und der wirtschaftlichen Struktur des neokolonialen Staates. Immer wieder gescheiterte Versuche, Bündnisse mit den kommunistischen oder reformistischen Oppositionsparteien und mit den mächtigen Gewerkschaften in Ouagadougou zu knüpfen.

Während dieser ganzen Zeit nimmt die institutionelle Karriere von Sankara, Blaise und den andern ihren Fortgang: sie praktizieren „Entrismus“ im reinsten leninistischen Stil. Sankara wird Staatssekretär im Informationsministerium. 1982: seine offensichtliche Intelligenz und seine Popularität lassen die neokolonialen Führer einen schicksalschweren Fehler begehen: Sankara wird zum Premierminister ernannt. Kaum sein Amt angetreten, bricht er nach Neu-Delhi auf, wo sich im Januar 1983 die Staats- und Regierungschefs der blockfreien Länder versammeln.

In Delhi hinterlassen seine Rede vor der Plenarversammlung, seine Interventionen in den Kommissionssitzungen - bereits geprägt von jener explosiven Mischung aus Volkspädagogik, afrikanischer Vortragsweise und begrifflicher Analyse, welche auch heute noch das Verführerische und seine Durchschlagskraft ausmachen - sofort einen nachhaltigen Eindruck. Der amtierende Präsident der Bewegung, *Fidel Castro*, lädt ihn eines Abends in sein Haus ein. Die Begegnung bringt einen Wendepunkt im Leben Sankaras, und zwar in mehrfacher Hinsicht: Sankara entdeckt das wirkliche Wesen der Forderungen und Befreiungswünsche der Völker der Dritten Welt. Er fühlt sich anerkannt, stark ermutigt durch einen Revolutionär, der dank seiner bewundernswerten Geduld mit der herrschenden Ordnung der Welt brechen konnte. Ich erfuhr zwei Jahre später in Havanna, welchen starken Eindruck Sankara auf Fidel Castro in Neu-Delhi hinterlassen hatte... Es war Carlos Raffael Rodriguez, Erster Vizepräsident des kubanischen Staatsrates und feiner Beobachter der Risse und Brüche in der imperialistischen Welt, der mir über jene Nacht in Neu-Delhi berichtete. Eine weitere Folge des Treffens von Neu-Delhi: die west-

lichen Geheimdienste - namentlich der französische - beginnen sich näher für den jungen Hauptmann zu interessieren, der zu gebildet, zu intelligent, zu frei im Geist ist.

Guy Penne, damals Berater in Sachen afrikanische Neokolonien im Elyseé, macht einen Blitzbesuch in Ouagadougou. Ouedraogo, der seinem metropolitanen Schutzherrn nichts verweigern konnte, versteht den Wink sofort: am 17. Mai wird Sankara verhaftet.

Wie lässt sich das Denken Sankara charakterisieren? Die Gespräche mit Jean-Philippe Rapp erlauben eine Antwort auf diese Frage. Ich bin von der Mobilisierungsfähigkeit, von der befreienden Kraft und von der Ausstrahlung dieses Denkens beeindruckt. Es besitzt eine ausserordentliche kritische Schärfe und analytische Gabe. Es beeinflusse zur Zeit das ganze westliche Afrika. Ohne Zweifel gibt es zwischen seinem Wort sowie den verschwommenen Hoffnungen, den Wünschen nach einem würdigen Leben, der Ablehnung der Erniedrigung, welche heute Millionen von jungen Afrikanern innewohnen, eine breite Übereinstimmung.

Sankara ist *ihr Held*. Ich hasse dieses Wort. Ich erinnere mich dabei an den Ausspruch des Galilei von Brecht: „Unglück über die Völker, die Helden brauchen. „, Aber die Tatsache ist nicht wegzudiskutieren: Im Zustand der extremen Zerrüttung, in dem sich das schwarze Afrika heute befindet, - ausgeplündert durch korrupte Statthalter und blutrünstige Tyrannen, - suchen die afrikanischen Völker in der Nacht ein Licht, das ihnen den Weg weisen kann. *Sankara ist dieses Licht*. Er spricht über die Lage Afrikas in einer klaren, informierten Art und Weise. Er verkündet sein Projekt mit Klarheit und Intelligenz. Wie jedes grosse Denken ist auch das seinige ein anregendes

Denken, das heisst es ist in der Auseinandersetzung entstanden und ist in ständiger Bewegung. Sankara ist mehr der Mann der Intuition als der Begriffe. Ich meine, die subjektive Absicht Sankaras zu verstehen: er hat nicht den Ehrgeiz, ein neues philosophisches System zu schaffen wie der alternde N’Krumah oder Chikh Anta Diop in seiner Jugend. Sein Ehrgeiz ist anders geartet, zugleich bescheidener und anspruchsvoller: er versteht sich als *die Stimme der Menschen ohne Stimme*. Die Sprache, die er spricht, ist die Sprache des Volkes. Mao Zedong gestand Malraux: „Wir müssen den Massen genau das lehren, was wir von ihnen in verworrener Form aufnehmen.“ Wissend sind die bescheidenen Menschen, die Bauern. Die Avant-Garde - aus den unteren afrikanischen Mittelschichten stammend, geschaffen durch die Besatzungsmacht, die sich mit dem Volk zusammenschliessen will, kann, zumindest in einem Anfangsstadium, nur die Sprache des Volkes aktualisieren.

Das Denken Sankaras ist schliesslich kollektives Denken. Wer ist Sankara? Ich leihe mir die Antwort bei Sartre: „Ein ganzer Mensch, gemacht aus dem Zeug aller Menschen, und der soviel wert ist wie sie alle und soviel wert wie jedermann.“ Mit anderen Worten: Sankara trägt in sich die nicht zu unterdrückenden Werte jedes erniedrigten Menschen, jedes Menschen, der seine Freiheit sucht. Werte der Würde, der Toleranz, der sozialen Gerechtigkeit, der Gleichberechtigung, der gegenseitigen Ergänzung der Menschen. Werte, die jedem Befreiungskampf zugrunde liegen. Sankara ist der Schöpfer eines Traums einer neuen und mächtigen Berufung.

Das Gewicht der Geschichte

Was war die Vorgeschichte, was ist vielschichtige Bedeutung jenes Ereignisses vom 4. August 1983, dass Burkinabés jeglicher Herkunft die „nationaldemokratische Volksrevolution“ nennen?

Ein Rückblick auf die jüngste Geschichte des Landes ist zur Beantwortung dieser Frage unumgänglich. In Burkina-Faso - einem Land in der Sahelzone mit einer Fläche von 270'000 km² und sechs Millionen Einwohnern, das auf völlig ungenügende Weise von den drei Volta-Flüssen (dem schwarzen, dem roten und dem weissen) mit Wasser versorgt wird - proklamierte die zahlenmässig winzige Kompradorenbourgeoisie, welche ihre Entstehung der Kolonialmacht Frankreich verdankte, am 11. Dezember 1958 die *Erste Republik* (in die Unabhängigkeit entlassen wurde das Land dann am 5. August 1960). Ihr erster und einziger Präsident war der äusserst korrupte Maurice Yameogo; er wurde von den in Burkina-Faso sehr mächtigen Gewerkschaften und dem unzufriedenen Volk 1966 gestürzt. Präsident der *Zweiten Republik* wurde der allzu gutmütige alte General Lamizana, der seine Karriere noch in der Kolonialarmee gemacht hatte. 1977 wird die *Dritte Republik* ausgerufen: Lamizana wird durch relativ freie, allgemeine Wahlen als Präsident bestätigt. Aber seine Staatsführung ist katastrophal: die Lebenskosten steigen, die Kaufkraft fällt sowohl in den Städten als auch auf dem Land, Streiks brechen aus, Repression und Korruption wüten. Am 25. November 1980 übernimmt Oberst Saye Zerbo mit Hilfe junger Offiziere und Unteroffiziere die Macht, unterstützt von den Gewerkschaften, deren wichtigster Führer Soumané Touré ist, sowie dem „Front progressiste Voltaïque“ (FPV), der

vom international anerkannten Historiker Joseph Ki-Zerbo geleitet wird. Aber schon rasch verstrickt sich das neue Regime in Schwierigkeiten. Es kommt zum Bruch mit den Gewerkschaften. In den Reihen der Armee bildet sich ein unpersönlicherer und nationalistischerer Flügel heraus: er wird angeführt vom jungen Staatssekretär für Information, dem Hauptmann Thomas Sankara. Sankara, ein Autodidakt von ausserordentlicher Intelligenz, ausgestattet mit charismatischen Fähigkeiten, wird rasch zur Bezugsperson der fortschrittlichen Kräfte des Landes, vor allem der Jugend. Sankara ist dennoch kein Caudillo. Er tritt aus der Regierung von Saye Zerbo zurück.

Am 7. November 1982 wird Saye Zerbo gestürzt. Der neue Präsident, ein farbloser Militärarzt namens Jean-Baptiste Ouedraogo, beruft Sankara zu seinem Ministerpräsidenten. Sankara nimmt an: es ist der Beginn einer Politik institutioneller Reformen, der Angleichung der Löhne und der wirtschaftlichen Erholung - und vor allem einer Neuorientierung der Aussenpolitik. Ich sagte es schon: Sankara hinterlässt bei praktisch allen Staats- und Regierungschefs der Dritten Welt einen nachhaltigen Eindruck, als er an der Konferenz der blockfreien Länder in Neu-Delhi mit ihnen zusammentrifft, namentlich bei Fidel Castro, Haile Mengistu und Somora Machel. Im April 1983 findet der Besuch Ghadhafis in Ouagadougou statt. Frankreich, die traditionelle Schutzmacht aller Regierungen Ober-Voltas, sieht mit Beunruhigung die wirkliche Befreiung des Landes heranreifen. Guy Penne taucht Mitte Mai in Ouagadougou auf. Am 17. Mai lässt Ouedraogo Sankara verhaften. Aber für Millionen von Bürgern ist der junge Thomas Sankara - ob bewusst oder noch verschwommen - mit seinen 35 Jahren schon zum Symbol für nationale Würde und Stolz -geworden. In den

wichtigsten Städten des Landes folgt eine Demonstration nach der andern. In Pô, nahe der Grenze zu Ghana, verbarrikadieren sich die Kommando-Truppen, die Elite-Einheiten des Landes, unter dem Kommando von Blaise Compaoré, einem Freund von Sankara (der selbst aus den Reihen dieser Kommando-Truppen kommt). Eine andere Garnison, die von Henri Zongo befehligt wird, verweigert Ouedraogo den Gehorsam. Rasch verliert das Regime von Ouedraogo die Kontrolle über die Lage. Aber die Burkinabés sind friedfertige Leute. Ihre Revolten, Forderungen, Streiks und Staatsstreiche verursachen nur sehr selten Blutvergiessen. Tödlicher Hass ist nicht ihre Sache. Man verhandelt also. Es herrscht Verwirrung. Nur Sankara weiss wirklich, was er will: In der Nacht des 4. August 1983 besetzen seine Freunde, aus Pô gekommen oder aus dem städtischen Untergrund aufgetaucht, die wichtigsten Gebäude der Hauptstadt und rufen die Bildung des *Conseil National de la Révolution* aus (CNR - Nationaler Revolutionsrat).

Wer hält in Burkina-Faso die Macht in Händen? Es gibt so etwas wie konzentrische Kreise. Im Zentrum des Dispositifs befinden sich vier Männer: Thomas Sankara, der Staatschef; Blaise Compaoré, sein enger Freund, Kommandant der Fallschirmspringer von Pô, Minister bei der Präsidentschaft; Henri Zongo, Minister für Wirtschaftsförderung, ein kompetenter Verwaltungsfachmann; Jean-Baptiste Lingani, Oberkommandierender der Armee und Verteidigungsminister. Von den vier ist Lingani mit 42 Jahren der älteste. Um diesen inneren Kern gruppiert sich der Conseil National de la Révolution. Wieviele Mitglieder dieser hat, ist Staatsgeheimnis. Die Verschwörer vom 4. August gehören dazu, dann die wichtigsten militärischen Führer und Chefs der Linkspar-

teien. Neben diesem Revolutionsrat gibt es die Regierung, die sich zum grössten Teil aus Zivilisten zusammensetzt, dann, mit unklarem Status, die *Comités de la Défense de la Révolution* (CDR Komitees zur Verteidigung der Revolution), welche Aktivisten aus den Quartieren, den Betrieben und den ländlichen Zentren in sich vereinigen und sich der politischen Bildung, gemeinnützigen Aktivitäten, aber auch der militärischen Selbstverteidigung widmen. Es gibt eine *Parallelstruktur*: die Offiziellen oder offiziösen Berater des Präsidenten. Sankara konnte dank seiner aussergewöhnlichen Ausstrahlung das Vertrauen und die Freundschaft zahlreicher bemerkenswerter Männer und Frauen innerhalb und ausserhalb des Landes gewinnen.

Worauf stützt sich die Macht Sankaras? Zunächst ist gewiss die Armee von 6000 Mann zu nennen, die seit dem August 1983 gesäubert worden ist und sich auf dem Weg der politischen „Bewusstseinsbildung“ befindet. Dann stützt sich Sankara auf die *Linkskräfte*. 1984 war ich eingeladen, vier Vorträge mit anschliessender Diskussion über mein Buch „Contre l’ordre du monde, les rebelles (Mouvements armes de liberation nationale du tiers monde“ in Ouagadougou und Bobo-Dioulasso zu halten. Jedesmal waren die Diskussionen von einem Reichtum und einer Leidenschaft, wie man sie in Europa selten trifft. Aber diese Diskussionen deckten auch die byzantinischen Streitereien der Linken auf, die Spaltungen dieser feinsinnigen Intelligenzia von Burkina-Faso, die Gegensätze, die in einer erstaunlich demokratischen politischen Praxis entstehen. Verglichen mit der Linken Burkina-Fasos ist die Pariser Linke mit ihren Grüppchen, Sekten und Zirkeln geradezu ein Modell von Transparenz. In

Burkina-Faso gibt es die LIPAD (eine starke extreme Linke, die dem Trotzismus nahesteht), die PCRV (Parti communiste revolutionnaire voltaïque, eine KP albanischer Ausrichtung), die ULC (Union des ligues communistes - eine Abspaltung von der PCRV), die FPV-tendance Tiendrébéogo (eine Abspaltung vom Front progressiste voltaïque von Joseph Ki Zerbo, der seinerseits mit der gegenwärtigen Staatsmacht gebrochen hat). Aber die wahre Machtbasis - einige sagen die einzige - von Thomas Sankara ist seine ungeheure persönliche Popularität, der fast verzweifelte Kredit, den er bei den Elendesten genießt, die Mobilisierungskraft seines Wortes, seine Ehrlichkeit.

Lenin sagte: „Die Revolution ist ein Prozess“. Dies trifft ganz besonders auf Burkina-Faso zu. Es ist aber ein tumultuöser, widersprüchlicher und unendlich komplexen Prozess. *Zwei Widersprüche treten* am deutlichsten hervor: Zum einen jener, der die neue Macht - die *charismatische Macht* im Sinne von Max Weber - in Opposition zu den sehr alten und verfestigten Strukturen der verschiedenen traditionellen Gesellschaften bringt, namentlich der Mossi-Gesellschaft, dann der verstecktere, schwieriger zu umkreisende, der von Zeit zu Zeit bestimmte Fraktionen der intellektuellen, städtischen oder gewerkschaftlichen Linken gegen die militärische Gruppe, welche den Conseil National de la Révolution beherrscht, aufbegehren lässt. Die Komitees zur Verteidigung der Revolution (CDR) bilden nach dem Willen Sankaras das bevorzugte Instrument, um diesen doppelten Widerspruch zu lösen zu versuchen. Ich sage es so, wie ich es sehe: *Die CDR sind ein wenig vertrauensserweckendes, zerbrechliches und unsicheres Instrument.* Ich möchte damit nicht den

strategischen Entscheid Sankaras kritisieren: von 1983 an hatte er wahrscheinlich keine andere Wahl, als den traditionellen Mächten die Stirn zu bieten; er hatte auch keine andere Wahl, als den Versuchen verschiedener Linksparteien oder gewerkschaftlichen Organisationen, die Hegemonie zu beanspruchen, Widerstand zu leisten. Aber die Waffe, die er zur Unterstützung seiner Strategie geschmiedet hat, scheint mir - ich wiederhole es - eine teilweise funktionsuntüchtige Waffe zu sein. Die CDR setzen sich vorwiegend aus jungen Leuten zusammen, die Sankara aus Enthusiasmus und spontaner Begeisterung verbunden sind. Sie bieten der Feudalmacht der traditionellen Gesellschaften, besonders der Mossi-Gesellschaft, Stirn. Dazu Sankara: „Der Mogo-Naba (der Herrscher) der Mossi ist ein Bürger wie jeder andere“. Und indem er Wort und Tat verband, unterbrach Sankara seit 1983 die Elektrizitätszufuhr zum Palast des Mogo-Naba... Zuviele unbezahlte Rechnungen, zuviel Arroganz dieses Herrn in seiner Weigerung, sich den Gesetzen des Landes zu unterziehen!

Wie können die CDR kontrolliert werden? Die Übergriffe der CDR sind zahlreich, ihre Organisation schwach, die Kaderbildung rudimentär, die ideologische Bildung oft nicht existent. Hinzu kommt, dass in den Dörfern, wo die „Herren der Erde“ regieren (eine weitere zentrale Institution der Mossi), die Alten herrschen... und plötzlich finden sie sich unter der willkürlichen Herrschaft junger Leute! Ein Europäer kann nur schwer ermessen, welche Umwälzung dieses neue Verhältnis zwischen den Altersklassen in einer traditionellen afrikanischen Gesellschaft bedeutet.

Ich erinnere mich an einen glühend heißen Nachmittag im Süden des Landes während der Trockenperiode des

Jahres 1984: das Mossi-Plateau, trocken, ohne Gras, übersät mit isolierten Hütten, wo die Clans wohnen (die Mossi kennen keine Dörfer), erstreckt sich, so weit das Auge reicht. Die Erde ist grau. In diesem Jahr gab es keine Ernte. Unser Wagen fährt Richtung Süden auf der Strasse, die von Ouagadougou nach Bobo-Dioulasso und an die Grenze zur Elfenbeinküste führt. In Boromo, einem Marktflecken an der Grenze zwischen dem Mossi-Gebiet und demjenigen der Malenké, blockiert eine riesige Menschenansammlung unser Auto. Es ist eine Kundgebung des lokalen Komitees zur Verteidigung der Revolution. In der Mitte eines Zuschauerkreises besingt eine Tanzgruppe von rund hundert jungen Männern und Frauen die Revolution und führt teuflische Tänze vor. Sie halten in ihren ausgestreckten Armen die Hacken der Mossi, um deutlich zu machen, dass sie zu Ehren der Bauern singen. Am Mikrophon heizt einer in verwaschenen Blue-Jeans die Stimmung an. Um ihn herum sitzen auf Lehnstühlen, die aus dem nahen Restaurant herangeschleppt wurden, Offiziere mit ihren roten Berets, der Hochkommissar, die Verantwortlichen des CDR. Als der Tanz beendet ist, wird die Stimme am Mikrophon lauter, leidenschaftlicher, abgehackt, und schreit auf französisch: „A bas l'impérialisme!“ (Nieder mit dem Imperialismus)

Die Menge: „L'impérialisme ä bas!“ Der Anheizer: „A bas...“

le néocolonialisme! (Der Neokolonialismus)

les fantoches! (die Marionetten)

les bougeois! (die Bürgerlichen)

les valets locaux! (die lokalen Knechte) A bas...

Honneur au peuple! (Ehre dem Volk)

Tout le pouvoir au peuple (alle Macht dem Volk)

La patrie ou la mort (Vaterland oder Tod) nous vaincrons“. (wir werden siegen)

Leierhafte Parolen, denen ihr missionarisches Erbe leicht anzumerken ist. Gleichwohl ist die Stimmung entspannt. Die Burkinabés lassen sich vom Dogmatismus nicht hinreissen. Überall bricht der Humor durch. Manchmal verspricht sich der Anheizer in seiner Litanei. Er sagt: „A bas le peuple!“ (Nieder mit dem Volk). Alles platzt heraus vor Lachen, einschliesslich der Verantwortlichen - die grössten Teils auch noch sehr jung sind. Nach jedem Applaus ruft der Anheizer wie ein Pop-Star (ein linker) aus: „Danke, Genossen“.

In einigem Abstand von der lärmigen Masse, *die alten, muslimischen Würdenträger* - lange, hagere, aufgeschossene Kerle mit ernsten Gesichtern - sie verfolgen die revolutionären Zeremonien aufmerksam. Mit leiser Stimme tauschen sie ihre Meinungen aus, würdig auf ihre endlos langen Hirtenstäbe gestützt. Noch weiter entfernt, um den ganzen Platz herum, kauern die Frauen vor ihrem Gemüse, ihren Pfefferschoten, ihren Früchten, die sie den Käufern auf schönen, am Boden ausgerollten Matten anbieten. Diese Marktfrauen verhalten sich gegenüber dem feurigen Ritual, das auf dem Platz zelebriert wird, völlig indifferent! Sie sind sogar ziemlich erzürnt darüber, dass man ihre Geschäfte stört. Im schattigen Restaurant am Rande der grossen Strasse hat sich eine Hochzeitsgesellschaft niedergelassen: jedermann ist eingeladen, sogar wir, die wir an diesem Tag nur zufällig vorbeigekommen sind. *Die wunderbare Gastfreundschaft der Burkinabé* ändert sich mit dem Wechsel des Regimes nicht. Die Männer, die Frauen, die Kinder - die Bobos, die Djoulas, die Peuls, die Senouffo, die Lobis, die Dafing - dieses ganze buntgemischte und sympathische Volk, in welchem

sich - mit der gleichen menschlichen und mitteilbaren Wärme - die Rassen, Religionen, Altersklassen und Berufe vermischen, geht zwischen dem staubigen Marktplatz und dem weiten Garten des Restaurants hin und her.

Diese Zeremonie von Boromo fasst die Widersprüche perfekt zusammen, die ganze Zerbrechlichkeit, aber auch die grosse Hoffnung des gegenwärtigen Regimes von Burkina-Faso: die Revolution vom 4. August 1983 kann sich der begeisterten Zustimmung der Jugend erfreuen. Sie stösst aber bei den alten Würdenträgern der vielschichtigen und sehr reichen traditionellen Gesellschaften des Landes auf skeptische Distanz. Die bäuerlichen Massen warten ab: sie lieben Sankara, den jungen Helden aus ihren eigenen Reihen, aber sie warten ab, um zu sehen und bewahren angesichts der Initiativen, der Versprechungen, eine gewisse Vorsicht, welche sie die Erfahrung der Jahrhunderte gelehrt hat. Was an dieser Zeremonie beeindruckt - wie am ganzen politischen Geschehen in Burkina-Faso, das in einem verblüffenden Rhythmus nun seit über drei Jahren vorwärtstreibt - ist die Fröhlichkeit, der Lebensdurst, die menschliche Wärme, aber auch die Zerbrechlichkeit.

Reformen und Hungersnot

Seit 1983 bis heute steht die neue Macht einem furchtbaren Feind gegenüber: dem Hunger, der Unterernährung, dem Nahrungsmittelmangel. Ohne Sieg über diesen Feind kann es weder nationale Souveränität, wirtschaftliche Unabhängigkeit, noch inneren Frieden oder eigenständige Entwicklung geben. Der Kampf gegen den Hunger und jener für die Reform der Gesellschaft Burkina-

Fasos sind deshalb eng miteinander verbunden. Analysieren wir sie, einen nach dem andern.

Auf ihrem Weg zu einer wirklichen nationalen Unabhängigkeit, einer Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, eigenständiger Entwicklung und einer Gesellschaft, wo Gleichheit und Gerechtigkeit herrschen, stösst die junge Revolution Burkina-Fasos auf gewaltige Hindernisse. Das Regime existiert erst etwas über drei Jahre. Dennoch sind schon mehrere tiefgreifende soziale und wirtschaftliche Reformen verwirklicht oder auf dem Weg zur Verwirklichung. Die erste: Jean Capron, ein französischer Soziologe und einer der besten Kenner des Landes er hat dort während 22 Jahren eine Lehrtätigkeit ausgeübt - sagt: „In Afrika gibt es nur eine wirklich herrschende Klasse: die Stadt!“ Eine der schwierigsten Prüfungen für die neue Politik wird die Neuverteilung der Budgetmittel sein, die Förderung der ländlichen Gebiete und die Eindämmung der für die Städte bestimmten Ausgaben.

Sankara hat die Verwaltungskarte des Landes neu gezeichnet: er möchte sie - was für Afrika eine vollständig neue Sache ist! - mit den Grenzen der verschiedenen ethnischen Gebiete zusammentreffen lassen, um jeder Provinz ein Maximum an sozialem Zusammenhalt und kultureller Identität zu geben, jedem Volk wirkliche Freiheitsrechte und Ausdrucksmöglichkeiten zu gestatten. 25 Provinzen wurden geschaffen. Jede umfasst mehrere Departemente (zwischen vier und neun je nach Grösse der Provinz). Der Hochkommissar und sein Rat - der die Provinz leitet - sowie die Präfekten, welche gegenüber der Regierung für die Departemente verantwortlich sind, werden von den Einwohnern der jeweiligen Gebiete gewählt.

Der zweite: der Kampf gegen die Korruption und die Bürokratie. Der Nationale Revolutionsrat hat das Budget für das Jahr 1983 Kapitel um Kapitel genau unter die Lupe genommen. Er hat es um mehr als 15% gekürzt, indem er systematisch alle Pauschalausgaben eliminierte (von den Dienstwagen... bis zu den Insektensprays.) Er hat eine Anzahl korrupter Funktionäre „freigestellt“ - das heisst rausgeschmissen. Revolutionäre Volksgerichte sind tätig - ein martialischer Name für eine eigentlich ziemlich bescheidene Institution! Diese Gerichte - in Tat und Wahrheit Quartiersversammlungen - können keine schweren Strafen erteilen (Zwangsarbeit oder gar Todesstrafe). Sie entscheiden einfach über den Einzug unrechtmässig erworbener Güter und teilen sie dieser oder jener Provinzverwaltung zu. Die *Korruption* ist in ganz Westafrika ein endemisches Übel. Sie wütet in den nationalen Verwaltungen wie in den regionalen oder internationalen Bürokratien. Ein besonders skandalöser Aspekt dieser Raubzüge: gerade in den ärmsten Ländern, wo die Bauern sich am härtesten abplagen müssen, gehen Beamte, Minister oder Spekulanten regelmässig mit der Staatskasse durch. Die Staatschefs pflegten bisher diese Skandale zu decken, welche sich seit der formellen Unabhängigkeit in den sechziger Jahren in raschem Rhythmus folgten. *Sankara bildet da eine Ausnahme:* am 3. April 1986 verurteilte das revolutionäre Volksgericht von Ouagadougou Mohamed Diawara, den ehemaligen Minister der Elfenbeinküste, Moussa Diakité, Ex-Direktor des Solidaritätsfonds, und Moussa N’Gom, den ehemaligen Generalsekretär der CEAO (Communauté économique pour l’Afrique occidentale - Westafrikanische Wirtschaftsgemeinschaft) zu je 15 Jahren Haft und zur Wiedergutmachung des Schadens. Diese drei Menschenfreunde hatten

die bescheidene Summe von 6,5 Mia. Franc CFA (32,5 Mio. Schweizerfranken/40 Mio. DM) aus der Kasse der Organisation gestohlen, um sie auf Privatkonten in der Schweiz zu plazieren.

Eine weitere grundsätzliche Reform: die Operation „vaccination-commando“ (Impfungskommando), organisiert vom Gesundheitsminister Salim Kalore. Innerhalb von rund zwei Wochen wurden alle Kinder Burkina-Fasos (sowie der Grenzregion) gegen alle hauptsächlichen Krankheiten geimpft.

Aber es kam auch zu Fehlschlägen. Zum Beispiel die unglückliche Reform des Wohnungswesens. 1983 schaffte Sankara mit einer Proklamation alle Mieten für die Dauer eines Jahres ab. Das führte zur Desorganisation und Schlamperei auf dem Wohnungsmarkt. Ein weiteres Beispiel: der Versuch, den CDR die Vermarktung einiger Grundnahrungsmittel in den Quartieren und Dörfern zu übertragen (Reis, Öl etc.) Dies zum Schaden der Kleinhändler. Hier buchstabierte Sankara sehr rasch zurück.

Ein ständiges, aber heikles und selten offen diskutiertes Problem ist jenes der Sicherheit. Es stellt sich jedem revolutionären Regime mit Hartnäckigkeit. Burkina-Faso bildet keine Ausnahme dieser Regel. Im gleichen Mass, wie die qualitative Umwälzung der Gesellschaft Fortschritte macht, die Beziehungen zwischen den antagonistischen gesellschaftlichen Klassen sich ändern und sich eine wirkliche nationale Unabhängigkeit und Souveränität herstellt, greifen die Feinde Sankaras und seiner Freunde zu immer gewalttätigeren Widerstandsformen: In Ouagadougou gehen Bomben hoch, Sabotagen jeglicher Art kommen im ganzen Lande vor, Gerüchte werden in Umlauf gesetzt. Das Leben Sankaras, seiner Familie und

der wichtigsten Führer des CNR ist ständig bedroht. Im Dezember 1985 überraschte Burkina-Faso ein völlig unerwarteter Angriff der Bomber und Panzer Malis. Geheimdienst und Gegenspionage sowie die Polizei sind in Burkina-Faso rudimentär ausgebaut. Trotz der kubanischen Hilfe ist der Persönlichkeitsschutz der fahrenden Leute ungenügend. 1984 hat das Regime zum ersten Mal zurückgeschlagen: sieben Afrikaner, die des städtischen Terrorismus überführt waren, sind durch Erschiessen hingerichtet worden. Wegen der unglaublichen Inkompetenz und Korruption der sich sukzessive ablösenden Regierungen, welche von der alten Metropole überwacht und kontrolliert wurden, ist Burkina-Faso heute von Wunden übersät. Seine wirtschaftliche und soziale Lage ist katastrophal. Es ist, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen, das neuntärmste Land der Welt. Burkina-Faso besitzt praktisch keine Industrie. Die bebaubaren Böden sind mit Ausnahme jener im Süden des Landes zum grössten Teil ausgetrocknet, schwer zu bebauen und nicht sehr fruchtbar; nur 25% des Kulturlandes werden wirklich angebaut. Der Hektarertrag beim Getreide beläuft sich auf 540 kg: die Vergleichszahl für Frankreich: 4'883 kg/ha! Die jährliche Geburtenrate beträgt 4,8% (verglichen mit 1,4% in Frankreich). Noch 1984 waren nur 20% der Kinder im schulpflichtigen Alter eingeschult. Es gibt in Burkina-Faso über 7000 Dörfer, aber nur 1300 Schulen. 1985 fehlten 18'000 Lehrer und Professoren aller Stufen. In der sechsten Klasse gab es 1983 3300 Plätze, während sie theoretisch von 22'000 Kindern besucht werden sollte. Die Aussenhandelsbilanz ist ständig defizitär. Der Zucker, der in der Ebene westlich von Bobo-Dioulasso angebaut wird, kommt 18 Mal so teuer zu stehen wie der importierte Zucker. Burkina-Faso leidet, wie praktisch alle

Länder der Region, unter einer *überdotierten Beamten-schaft*, oft nicht anders als *parasitär* zu bezeichnen; 28'000 Beamte verschlingen 70% des Staatsbudgets. Jedes Jahr sind vom Oktober an die Staatskassen leer. Die Regierung muss zu Überbrückungsmassnahmen greifen und bei fremden Mächten um Almosen bitten. Bis 1983 war diese fremde Mächte Frankreich. 1984 war es Algerien.

In den Jahren 1982, 1983 und 1984 herrschte eine katastrophale Dürre. Die Lage hat sich 1986 verbessert. Aber die Funktionsmängel der Wirtschaft bleiben tiefgreifend und sind nach wie vor gefährlich. Um das Drama der Dürrejahre zu erfassen, gebe ich hier meine Notizen wider, die ich auf einer Reise 1984 im Norden des Landes gemacht habe. Unter einem riesigen hundertjährigen und von trockenen Lianen überzogenen Tamarindenbaum am Ufer des brackigen Beli-Flusses, erzählt *Frebi Ag-Bai*, Chef des Ti-n-Akof-Stammes, mit kaum hörbarer Stimme vom Unglück seines Volkes. Die Bauern haben während der ganzen Winterzeit keine Ernte einbringen können. In den Lagern neigen sich die letzten Vorräte dem Ende zu, die Tiere kommen vor Durst fast schon um.

Man kann sich den Arbeitsrhythmus eines Sahel-Bauern nur sehr schwer vorstellen: während Wochen ein 24-Stunden-Tag. Die trockene Erde vorbereiten, jäten, säen... Männer, Frauen, Kinder ab sechs Jahren sind seit vier Uhr morgens auf, gebeugt, erschöpft, um zehn Uhr abends kaputt, sieben Tage pro Woche, Jahr für Jahr... Und mit welchem Resultat? Die durchschnittliche Niederschlagsmenge in der Sahelzone betrug 1983 20 Millimeter. Aber es wären 400 Millimeter nötig, um mehr als ein paar verdorrte Stengel ernten zu können.

Der Chef der Tuareg, in seinem weiten blauen Kleid, das Gesicht zur Hälfte vom Turban verdeckt, trägt wie sein ganzes Gefolge den Degen an seiner Seite. Er spricht auf Tamajeck mit einem jungen Peul, der zu seiner Seite sitzt. Der Peul übersetzt auf Mossi. Und unser Dolmetscher, der uns ab Ouagadougou begleitete, gibt uns die Worte des Tuareg auf Französisch wider. Der Tuareg-Chef spricht schon seit über einer Stunde. Seine Söhne, Enkel und Diener kauern in respektvollem Abstand um ihn herum, den Degen in den Händen haltend, den Rücken dem Fluss zugekehrt. Frebi Ag-Bai herrscht über eine komplexe Gesellschaft von vielleicht 10'000 Seelen, die in gewöhnlichen Zeiten als Nomaden diesem Nebenfluss des Niger entlang ziehen, in einer weiten Sahel-Region, die von Gorom-Gorom (Burkina-Faso) über Asongo (Mali) bis nach Tera (Niger) reicht. Tausende von Zebus - der Stolz der Tuaregs - sind schon tot. Andere wurden gestohlen. Weitere sind mit ihren Bellah-Hirten - wahrhaften Leibeigenen ihrer Tuareg-Herren - in den Süden gezogen, in die Elfenbeinküste, nach Togo und Nigeria. Frebi Ag-Bai hat keine Nachrichten über den Verbleib seiner Herden, die schon im Oktober versuchten, die Brunnen und Märkte des Südens zu erreichen. Am gleissenden Himmel wird die Sonne rot, der Abend naht. Frebi Ag-Bai lässt uns ein Schaf bringen. Seine Köche schlachten es unter dem Baum, zerteilen es in Stücke und braten es. Ag-Bai und sein Gefolge entfernen sich. Das magere Schaf vermag nicht alle Anwesenden satt zu machen. Sie weigern sich, mit uns zu essen. Eine eindruckliche Lektion von Würde und ungebrochener Gastfreundschaft im Herzen des Sahel von Burkina-Faso, wo ein ganzes Volk langsam seinem Tod entgegenght.

Der Sahel ist an diesem Jahresanfang 1984 eine ausgeglühte Steppe. Der Himmel ist weiss vor Hitze. Eine fahle Sonne verbrennt die Haut. Einige vertrocknete Gräser, ein paar vereinzelte Bäume, dürr auch sie, Seen auf Tümpel reduziert, kilometerweise unbefahrbare Pisten. Als unser Helikopter in Dori niedergeht, strömen Männer, Frauen und Kinder herbei. Hier, in der Hauptstadt der Provinz Sahel - 8'000 Einwohner, 275 Kilometer von Ouagadougou entfernt - hält die Verteilung von Hirse durch die Regierung das zerbrechliche Nahrungsmittelgleichgewicht aufrecht. Es gibt wenig unterernährte Menschen. Aber am nächsten Tag, als wir mit unserem Toyota in Markei ankommen, entdecke ich die ersten bis auf die Knochen abgemagerten Frauen, mit sterbenden Kindern auf ihren Armen. Einige Kilometer vor Salmossi sehe ich eine Familie einen Termitenhügel zerstören: die Kinder durchsuchen den Haufen nach Larven, um diese zu essen. Am Rande der Piste, Knochengerippe von Zebus. Ein wenig weiter weg eine ausgehungerte Herde; die Knochen ragen spitz unter dem Fell hervor. Das Vieh irrt von einem ausgetrockneten Tümpel zum andern, von einem trockenen Brunnen zum andern. Schleppenden Schrittes bilden die Peul-Hirten den Schluss dieser Elendszüge.

Auf dem brackigen Wasser des Beli „ernten“ die Frauen Seerosen, die sie in Stücke schneiden, um sie zu kochen. Diese übel riechende Suppe ist die letzte Zuflucht für Tausende von Familien. Der Sahel von Burkina-Faso dehnt sich im Norden der Republik über 30'000 km² aus. Die Region zählt neun Departemente und ungefähr - noch niemand kennt die genaue Zahl - 200'000 Einwohner. Schon seit dem Oktober überqueren Tausende von Familien die Nordgrenze der Republik, von Niger oder Mali herkommend, trostlose Gegenden, wo die Lage noch ka-

tastrophaler zu sein scheint. Sie zurückschicken, steht nicht zur Debatte: die Tuaregs, die Peuls und die Bellahs aus Mali oder Niger sind Verwandte der Hirten Burkina-Fasos. Man muss sie also aufnehmen, versuchen, sie zu ernähren. Der Hochkommissar der Republik in Dori, Mahma Bonkougou, ist ein ehemaliger Geographielehrer vom Couhbaly-Gymnasium in Bobo-Dioulasso. Er verkörpert den Typ des Regionalverantwortlichen, wie er seit der Machtübernahme durch das revolutionäre Regime am 4. August 1983 funktioniert - jung, dynamisch, intellektuell, von der Herkunft ein Mossi, kompetent, entschlossen. Er gibt auf unsere Fragen präzise Antworten: für die nächsten drei Monate braucht es allein für den Distrikt von Dori 6'000 Tonnen Hirse. Aber in diesem Januar befinden sich nur 500 Tonnen im Lager. Der Hochkommissar arbeitet mit den Bauernorganisationen der Region eng zusammen (namentlich mit Union des villageois de l'Oudalou - Vereinigung der Dorfbewohner von Oudalou). Denn diese Organisationen garantieren die Verteilung der Lebensmittel in den verschiedenen Dörfern und Handelszentren der Provinz.

Zur Hauptsache lässt sich die gegenwärtige Katastrophe auf drei Gründe zurückführen. Der erste: zum letzten Mal fiel in der Provinz am 17. August 1983 Regen. Im Juni hatten die Bauern normal gesät. Doch die Septemberregen blieben aus. Die Hirse vertrocknete deshalb vorzeitig. Es konnte nichts geerntet werden. Die Familien sind ohne Saatgut und ohne Vorräte.

Der zweite Grund: die Viehpreise sind im Dezember zusammengebrochen. Seit August sind bereits 400'000 Stück Vieh Richtung Süden weggezogen. Aber die Zehntausende, die jetzt noch auf die verschiedenen Märkte der

Region gelangen, finden keine Abnehmer mehr. Dies, obwohl die Preise - 25'000 Francs CFA (125 Schweizerfranken/160 DM) für eine Kuh auf dem Markt von Gorom-Gorom zum Beispiel - ausserordentlich günstig sind. Vergeblich. Die Elfenbeinküste hat ihre Grenzen geschlossen. Nigeria kauft nichts mehr. Für die Durchquerung von Niger oder Mali werden unerschwingliche Zölle auf jede Kuh erhoben. Der dritte Grund: Leutnant Joseph Toe, Gendarmerie-Kommandant der Region, und Hauptmann Moumouni Compaoré, Militärkommandant, erläutern ihm mir: die Regenfälle vom vergangenen August haben die Pisten unterspült. Der Transport von Hilfsgütern auf Militärlastwagen wird dadurch ausserordentlich erschwert. Die Lastwagen mit gebrochenen Achsen oder zusammengebrochenen Ladebrücken sind kaum mehr zu zählen. Auch wenn Markoi, Salmossi, Gorom-Gorom und einige andere Marktflecken im Norden des Landes über die Pisten noch zugänglich sind, die Dörfer und die in der unendlichen Steppe verstreuten Lager sind praktisch vom Rest der Welt abgeschnitten.

Aber ich wiederhole es: die dauernde Hungersnot ist - für den Augenblick wenigstens - überwunden. Die Regenfälle waren 1986 gut. Die Steppe grünte. Aber das Gespenst des Hungers kann von neuem zuschlagen. Irgendwann. Das Land, seine zerrüttete Wirtschaft, kann sich dagegen nicht ausreichend verteidigen.

Zwei Freunde von Sankara

Im Leben und Denken von Thomas Sankara spielt die Freundschaft eine herausragende Rolle: Sankara ist redigewandt, diskussionsfreudig und stellt beständig alles infrage. Zwei Männer haben seit der Machtübereinnahme im

Jahre 1983 einen besonderen Einfluss auf ihn ausgeübt: *Jerry Rawlings* aus Ghana und *Mohamed Maiga* aus Mali. Mit Rawlings trifft sich Sankara auch jetzt noch häufig. Maiga hingegen starb 1984 im besten Alter. Rawlings teilt mit Sankara die Sorgen eines Staatsoberhauptes eines bis auf die Knochen ausgebluteten, ausgeraubten und erniedrigten Landes. Maiga war sein intellektueller Freund; der Mann, mit dem zusammen Sankara Nächte lang seine Träume entwerfen konnte.

Zunächst zu Jerry Rawlings: ich lernte Rawlings in Nicaragua kennen. Hier eine der Erinnerungen. Sie stammt vom Juli 1984: die Nacht in Managua ist ruhig. Kaum Licht in der Stadt; die mit Schweröl produzierte Elektrizität ist rar und teuer. Wir sind in einer Vorstadt-Villa unter blühenden Bäumen zusammengekommen. Die Schäden des Erdbebens von 1972 sind in diesem Teil der Stadt noch sichtbar. Die Villa, einst im Besitz der Familie Somoza, dient jetzt als Sitz des Planungsministeriums und in gewissen Nächten auch als Versammlungsort der Commandantes aus der nationalen Leitung der Sandinisten sowie ihrer ausländischen Gäste.

Gatesi Bouterse, der Staatsoberhaupt von Surinam, ist anwesend. Thomas Borge, Bayardo Arce und Omar Cabezas sind hier, und vor allem, alle ändern um einen guten Kopf überragend, beeindruckend in seiner abgewetzten Offiziersjacke, *Fliegerleutnant Jerry Rawlings, Chef des Provisorischen Nationalen Verteidigungsrates von Ghana*. Seine Felduniform ist abgenutzt. Um ihn herum einige seiner Minister: jener für Finanzen, mager und agil; jener für Justiz, mit silbergrauen Haaren und lebhaften Augen; und, bekleidet mit einer farbenprächtigen Ashanti-Toga, der Botschafter Ghanas in Cuba.

Jerry Rawlings, Sohn eines schottischen Vaters und einer ghanesischen Mutter, strahlt Intelligenz und Freiheitswillen aus. Er stellt mit einer leicht gedehnten Stimme (auf englisch) Fragen an alle, die um den Tisch versammelt sind. Er erzählt uns die abenteuerliche Geschichte des zeitgenössischen Ghana.

Die wirtschaftliche und soziale Lage des Landes, welche Rawlings und seine Freunde 1982 von ihren Vorgängern geerbt haben, ist prekär; die Handelsbourgeoisie Ghanas, die ihre eigenen Interessen geschickt zu verteidigen versteht, hat - manipuliert von ausländischen Finanzgruppen, - die Wirtschaft ruiniert, die einst allen ein anständiges Leben garantierte. Im Jahre 1983 liess sich eine Abwertung der Landeswährung um 990% nicht mehr abwenden. Die Währung hatte auf internationaler Ebene jede Kreditwürdigkeit verloren. Der Kakao-Preis ist zusammengebrochen - Kakao aber ist das wichtigste Exportprodukt der Landwirtschaft Ghanas.

Was das Gold betrifft, die andere Quelle des einstigen Reichtums Ghanas, gefördert in den Ashanti Gold Fields und andern Minen, so wurde es oft auf Schmuggelpfaden exportiert. Die Geldpolitik Reagans gab dem Land den Rest.

Man kann nie genug hervorheben, welche Katastrophe die US-amerikanische Strategie in der Währungspolitik für die ärmsten Länder der Dritten Welt bedeutet. Sie kommt in der Praxis der lautlosen Ermordung hunderttausender, wenn nicht Millionen von Menschen gleich. So funktioniert sie: namentlich wegen der Hochrüstungspolitik erreichte das Budgetdefizit der USA 1984 mehr als 200 Milliarden Dollar. Dieses Defizit und die entsprechenden Ausgaben, verhalfen der US-Wirtschaft zu einem Aufschwung. Das Defizit wurde und wird, vor allem

durch den Zustrom ausländischer Gelder finanziert. Diese Gelder fließen in die USA, weil Reagan eine hohe Verzinsung, hohe Zinssätze und dadurch eine Höherbewertung des Dollars auf den internationalen Märkten eingeführt hat. Was aber bewirkt der teure Dollar? Enorme Profite für die Spekulanten und die Bourgeoisie der Dritten Welt, welche ihre Kapitalien nach New York transferieren, und ein katastrophales Zahlungsbilanzdefizit für die abhängigen Länder.

Für diesen höllischen Mechanismus ist Ghana beinahe das perfekte Beispiel: die Handelsgrossbourgeoisie der Ewe, der Fâ und der Gâ von der Küste, aber auch die Ashanti-Bourgeoisie von Kumasi, entkapitalisieren heimlich die Wirtschaft (in welche sie, wie sie überheblich sagen, „das Vertrauen verloren“ hätten) und legen ihr Geld auf US-Dollar- oder Schweizer-Franken-Konten im Ausland an. Die Regierung Rawlings aber muss die Erdölrechnung in Dollars bezahlen. So stieg diese Rechnung für eine gleichbleibende, nicht reduzierbare Menge Erdöl allein wegen der Reaganschen Währungsmanipulation ständig. 1984 verschlang sie mehr als 400 Millionen Dollar, was mehr als der Hälfte aller Exporterlöse Ghanas entspricht. Was kann die Regierung Rawlings dagegen tun? Weil sie aus diesem Teufelskreis nicht ausbrechen kann, muss sie eben mitspielen. Sie muss die Exporte erhöhen. Sie tut dies, indem sie so stark wie möglich im Minensektor, in der Landwirtschaft und im Transportwesen investiert. Ein weiteres Problem: heute noch muss dieses reiche Agrarland für mehr als 200 Millionen Dollar Lebensmittel einführen (obgleich sich Ghana nicht in der Sahelzone befindet und somit nicht der verheerenden Erosion und dem Vordringen der Wüste Stirn bieten muss

wie Niger, Mali, Senegal oder Burkina-Faso). Aber in Ghana werden nur 17% des bebaubaren Landes kultiviert.

Eine weitere Spirale dieses Teufelkreises: Ghana muss sich, wie so viele abhängige Länder vor ihm, um Kredite der Weltbank bewerben. Diese Kredite wurden teilweise gewährt, nachdem sich Ghana einem sogenannten wirtschaftlichen Wiederaufbauprogramm des Internationalen Währungsfonds unterworfen hatte. Das klassische Programm: Herabsetzung der Subventionen im Sozialbereich, Blockierung der Löhne, Freigabe der Preise (der IMF spricht in seiner gewählten Sprache von der „Wahrheit“ der Preise)... Was sind die Folgen für das ghanesische Volk? 1984 stiegen die Konsumentenpreise um 750%. 533,5% Preissteigerung beim Mais, 353% beim Reis, 253% beim Zucker etc. Und die Löhne? Sie stiegen lediglich um 44% (vom April 1983 bis zum April 1984). Geschlossene Fabriken, die im Tropenregen verrosteten, leere Gestelle in den Läden, Angst in den Familien, Frustration... Die wichtigste Gewerkschaftszentrale Ghanas, der Trade Union Congress (TUC), verlangte für 1984 eine mittlere Lohnerhöhung von 1'200 Prozent, im privaten Gespräch gesteht Rawlings zu, dass die Berechnungen der Ökonomen des TUC gut fundiert sind.

In dieser Nacht von Managua wird mir mit einem Schlag die Absurdität der gegenwärtigen Weltordnung bewusst. Der Imperialismus legt zuerst seine Strategie fest. Er macht dies aufgrund seiner eigenen wirtschaftlichen Bedürfnisse, der Wahlziele seines Präsidenten. Auf der Ebene der nationalen Egoismen ist dagegen nichts einzuwenden. Für Reagan zählt sich die dargelegte Strategie bestimmt aus. Bestünde die Welt nur aus US-Amerikanern, wäre sie sogar völlig gerechtfertigt. Doch gleichzeitig krepieren die armen Länder langsam, wie in

unserem Fall Ghana. Aber das soll kein Hindernis sein! Man gewährt ihnen Weltbank-Kredite und erhöht dadurch ihre Abhängigkeit. Damit diese Kredite dann wirklich ihr Ziel erreichen, das heisst in Afrika, Asien und Lateinamerika die imperialistische Ordnung untermauern, schickt man von oben die fähigen Experten des IMF: sie sind es, die den lokalen Führern, ob sie zustimmen oder nicht, die Weltordnung aufoktroyieren.

Jetzt die Erinnerung, die ich an Mohamed Maiga bewahre.

Im ganzen Prozess der bewaffneten Befreiungskriege gibt es einen merkwürdigen und faszinierenden dialektischen Zusammenhang zwischen den Männern der Tat und ihren Kommentatoren, zwischen den Hauptdarstellern des Dramas und ihren Kritikern. 1957 begegnete **Hubert Matthews** von der „New York Times“ Fidel Castro und seinen Genossen in der Sierra Maestra. Seine Artikel hatten Einfluss auf den Verlauf der kubanischen Revolution. **John Reed**, ein amerikanischer Journalist, erlebte die zehn entscheidenden Tage in nächster Nähe Lenins... und er sprach davon. Die Artikel von Mohamed Maiga in der Zeitschrift „Afrique-Asie“ beeinflussten die Ereignisse in Burkina-Faso zutiefst und dies seit dem 17. Mai 1983, seit der Verhaftung von Premierminister Sankara durch ein schwaches neokoloniales Regime, auf seinem verdammenswerten Weg getrieben von einer unvernünftigen französischen „Afrika“-Politik.

Dezember 1983: Ich komme kurz vor Weihnachten nach Ouagadougou. Auf den Stufen des Hotels Slimande, im ockerfarbigen Licht des Nachmittags, spricht mich ein junger Mann an: es ist Mohamed Maiga. Er ist auf der Abreise nach Ghana. Er wollte in ein paar Tagen wieder

zurück sein, nach einem kurzen Zwischenhalt in Abidjan. Maiga strotzt vor Lebensfreude, vor Gesundheit und Energie. Er sagt lachend: „Sie werden mich noch umbringen, was muss ich arbeiten!“ Ich fühlte, dass diese Arbeit - die Arbeit, die Welt zu verstehen und durch die Kenntnis zu ihrer Veränderung beizutragen - für ihn jenseits aller Worte eine Leidenschaft war.

Einige Tage später bin ich im Norden des Landes, in der Provinz von Dori. Die Steppe ist grau, trocken, hart wie Stein. Einige Büschel gelbes Gras, stacheliges Buschwerk. Der Morgen ist klar, durchsichtig. Ich trete aus dem Militärlager von Gorom-Gorom ins Freie hinaus. Die Bewohner eilen zu einem Felsplateau, unmittelbar vor dem Lager: am Himmel ertönt der Lärm eines Helikopters. Der Helikopter landet. Mohamed Maiga steigt aus, in Begleitung eines andern Mannes, Kabud Buana aus Kasai, Berater von Präsident Sankara. In Ti-n-Akof, in Gorom, in Markoi lerne ich einen andern Mohamed Maiga kennen: den 35-jährigen Malier Maiga, der mit allen Fasern seines Körpers dieser Sahel-Erde verbunden ist. Sein Vater, Beamter in Gao, hatte anfangs der sechziger Jahre Streit mit seinen Vorgesetzten bekommen. Stolzler Mann, der er war, begab er sich mit seiner ganzen Familie zum Clan seiner Frau. Dieser Clan besass Vieh. Der kleine Mohamed nomadisiert von da an zusammen mit seinem Bruder Alfa, seinen Schwestern und seinen Eltern während mehrerer Jahre in den weiten Steppen des Niger-Bogens. Und hier in Gorom-Gorom begriff ich plötzlich die Kraft der Intelligenz, die Intuitionsgabe und die analytische Fähigkeit Maigas: er dachte immer mit seiner Seele. Er liebte und kannte diese umherziehenden Gemeinschaften des Sahels, weil er von Geburt an Teil da-

von war; er kannte ihre bewundernswerte Hartnäckigkeit, ihre glühenden Hoffnungen, ihre tiefe Weisheit.

Ein anderer Ort, eine andere Nacht: im Büro des bescheidenen Hauses von Präsident Sankara, in einem „Entente“ genannten Park gelegen, vergehen die Stunden. Wir, das heisst Sankara, Maiga und ich, diskutieren seit acht Uhr abends. Diese Diskussion werde ich nie vergessen. Sankara stellt Fragen und gibt Erläuterungen mit einer Überzeugung, einer Offenheit und vor allem mit einer klarsichtigen Schlichtheit, die wenigen Staatsmännern eigen sind. Ich habe diese Qualitäten im Verlauf der letzten Jahre bei Thomas Borge, Fidel Castro, Ratsiraka und Samora Machel angetroffen. Es wird spät. Es ist zwei Uhr morgens: Maiga analysiert, erklärt, lässt nicht locker. Zwischen dem Präsidenten und ihm, zwischen dem jungen Hauptmann und dem Journalisten, fühle ich eine dramatische Verschworenheit: der Journalist will, dass der Präsident Erfolg hat, überlebt, seine kühne Wette gewinnt, hier im Herzen Afrikas eine demokratische, gerechtere und freie Gesellschaft zu schaffen. Maiga ist Afrikaner, er gehört zu jener Generation, die zuviel erhofft hat, zehnmal betrogen worden, wütend vor Schmerz ist, und von der alten Kompradorenbourgeoisie, welche in so vielen Ländern der Region an der Macht ist, erniedrigt wurde. Maiga verlangt mit kaum verhüllten Worten und mit unbeugsamer Entschiedenheit diesen Sieg. Sankara seinerseits fordert Maiga ständig zur Stellungnahme heraus. Er duzt ihn mit Zuneigung. Er ist wie sein Bruder. Die revolutionären Tribunale werden am 3. Januar zu funktionieren beginnen. Sankara befürchtet Willkürmassnahmen. Er will weder Hass noch Rache, nur das Ende der Korruption. Sankara ist aussergewöhnlich einsichtsvoll: er weiss um die bevorstehende Gefahr, dass die

westliche Presse sein Experiment diffamiert. „Du musst hier bleiben“, sagt er zu Maiga. Maiga: „Ich kann nicht. Ich muss zurückkehren.“ Resultat: Um drei Uhr morgens telefoniert Sankara nach Paris, weckt Simon Malley, den Direktor von „Afrique-Asie“. Maiga bleibt.

Einige Stunden später, in der gleichen Nacht noch, ruft Arba Diallo, damals noch Aussenminister, aus New York an. Ich benutze den Moment, wo der Hauptmann telefoniert, um Maiga zu ein paar Schritten im Freien zu bewegen. Ich merke, dass er glücklich ist. Er wendet sich an mich: „Nicht wahr, diese Leute sind grossartig?“ Er liebte Sankara, Compaoré, Zongo, Lingani. Er war Afrikaner, ein Mensch der Dritten Welt und er war stolz auf sie.

Am Neujahrstag, um acht Uhr morgens auf der Hotelterrasse: ich sitze mit Buana und Maiga zusammen. Wir diskutieren über die Solidaritätsbotschaft, welche Sankara zum fünfundzwanzigsten Jahrestag des Einmarsches von Fidel Castro in die befreite Hauptstadt nach Havanna schicken muss. Ich bin für eine „harte“ Fassung, die ohne Zwischentöne die Zentralamerika- und Afrika-Politik der Reagan-Administration angreift. Maiga ist vorsichtiger: er sieht die unnötigen Schwierigkeiten, die allzu unterschiedene Worte dem jungen Regime Burkina-Fasos machen könnten. Um zehn Uhr bricht er zur Villa im „Entente“-Park auf. Mittags muss er bei seinen Cousins in der Stadt essen. Um zwei Uhr ruft mich Sankara an: Maiga ist tot, er war kopfvoran im Korridor der Wohnung gestürzt. Doktor Pie Masumbuko, ein bewährter Freund, Direktor der Weltgesundheitsorganisation für Westafrika, wird gerufen: Pie Masumbuko macht zwanzig Minuten lang Mund-zu-Mund-Beatmung. Aber er kann auch nichts mehr ausrichten.

Der Tag geht zu Ende. Von überall her nähern sich schweigend Männer und Frauen dem Militärlager am Ausgang der Stadt, an der Strasse nach Bobo-Dioulasso. Vor einem kleinen Betongebäude - dem Leichenschauhaus - haben Soldaten Bänke aufgestellt. Es ist kühl. Ein Feuer wurde vor dem Gebäude angefacht. Am Himmel glänzen Milliarden von Sternen. Die ungeheure Menge, die sich in der Nacht wie ein unbewegliches Meer ausbreitet, bleibt still. Alfa, der jüngere Bruder von Mohamed ist da (die Frau von Mohamed und das ältere seiner beiden Kinder werden am nächsten Tag kommen). Die Familie ist hier, die Freunde, die Genossen... und hinter ihnen, ein ganzes Volk. Der Freund von Sankara war auch ihr Freund.

Die Hoffnung

Der revolutionäre Prozess Burkina-Fasos ist so komplex, dass es praktisch unmöglich ist, ihn auf ein paar Seiten zusammenfassend darzustellen. Es bestehen viele Unsicherheiten: die Zukunft der CDR zum Beispiel, oder auch die graduelle, aktive Zustimmung, welche die bäuerlichen Massen diesem Prozess geben oder nicht geben werden. Die als Erbe der Vergangenheit übernommene Verwaltung ist zu umfangreich. Die Handelsbilanz ist beständig defizitär; nur 20% der Einfuhren werden durch die Ausfuhren gedeckt. Aber eine Sache ist gewiss: die Machtübernahme durch Thomas Sankara und seine Freunde hat in allen Schichten der Bevölkerung eine ungeheure Hoffnung entstehen lassen, ob eingestanden oder nicht. Die in der Rede vom 2. Oktober 1983 - einer Art Gründungscharta der Revolution - dargelegten Projekte, die auf die Errichtung einer sozial gerechten Gesellschaft,

auf eine transethnische nationale Einheit, auf die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, auf wirkliche staatliche Unabhängigkeit und eine antiimperialistische Aussenpolitik der Solidarität mit den kämpfenden Völkern abzielen, gemessen die Zustimmung der grossen Mehrheit. Ich habe die jungen nationalistischen Offiziere am Werk gesehen. Ihre Ausstrahlungskraft auf die Jugend der umliegenden Länder beunruhigt die Nachbarregierungen. Die konservativen Regierungen Westafrikas sind bestrebt, Burkina-Faso zu isolieren. In den internationalen Organisationen - von grosser Bedeutung für die Lösung des Nahrungsmittelproblems - begegnet Burkina-Faso der Feindschaft der Vereinigten Staaten und dem Misstrauen Frankreichs. Aber es ist offensichtlich: die freiheitsliebenden Menschen der ganzen Welt haben jedes Interesse daran, dass der Weg Burkina-Fasos erfolgreich sein wird; er ist pluralistisch, demokratisch und national. Und vor allem wird der revolutionäre Prozess von einer Führungsequipe geleitet, die aufrichtig und voll guten Willens alle ihre Kräfte dem Ziel widmet, ein lange Zeit erniedrigtes Volk aus der Arbeitslosigkeit, dem Elend und den immer wiederkehrenden Hungersnöten herauszuführen. Bei Sankara und seinen Weggefährten sehe ich menschliche Qualitäten, die ich mehr als alle anderen schätze: die Freiheit des Geistes, der leidenschaftliche Unabhängigkeitswille, die Wahrhaftigkeit.

Mitten in der Hungersnot (1983) startete ein mit Fleisch beladenes Flugzeug von Ouagadougou nach Angola. Dazu Sankara: „Wir haben Hunger, aber unsere angolanschen Genossen sind noch schlimmer dran... Sie sind von den südafrikanischen Rassisten überfallen worden.“ Oktober 1983: in seiner ersten grossen Erklärung zur Aus-

senpolitik nimmt Sankara Stellung für Nicaragua, für den Befreiungskampf der Frente Farabundo Martí in El Salvador. Drei Tage vergehen. Dann ersucht Botschafter Walker, Sondergesandter und ständiger Vertreter Präsident Reagans in Ouagadougou, um eine Audienz. Vor dem Schreibtisch Sankaras stehend verliest er eine diplomatische Note: „Burkina-Faso versteht nichts von der Lage in Zentralamerika. Es ist zu weit entfernt. Aber fährt seine Regierung fort, sich in zentralamerikanische Angelegenheiten einzumischen, sähe sich die Regierung der Vereinigten Staaten gezwungen, alle Zusammenarbeitsverträge und Hilfsprogramme für dieses Land zu überprüfen.“ Schlicht und einfach eine Erpressung. Ausgeübt von der militärisch, politisch und wirtschaftlich stärksten Macht der Welt gegen das neuntärmste Land des Planeten. Sankara hört zu, erhebt sich dann und sagt: „Ich habe verstanden. Vielen Dank.“ Er öffnet die Türe. Walker geht. Aufgrund eines merkwürdigen Zufalls des diplomatischen Kalenders musste Burkina-Faso drei Monate später (am 1. Januar 1984) nicht-ständiges Mitglied des UNO-Sicherheitsrates werden. Es behielt diesen Posten reglementskonform während sechs Monaten. Während dieser sechs Monate stimmte Burkina-Faso regelmässig für Nicaragua und gegen die USA.

Starrköpfiger, wilder Unabhängigkeitswille. Zu wenig „Realismus“ für ein kleines Land? Gewiss! Und dennoch bewundernswert. Mit gleichem Elan verurteilt Sankara in der Öffentlichkeit, was er die „skandalös ungenügende“ Hilfe der UdSSR an die Sahel-Länder nennt. Ismael Kadare hat das Heldenepos über den Befreiungskampf der Illyrer gegen die otomanische Hohe Pforte geschrieben, der im 15. Jahrhundert an der Küste der Adria geführt

wurde. Über Skanderberg und dessen Gefährten sagte er: „Sie ertragen die geringste Fremdherrschaft so schlecht, dass sie sich wie die Tiger von den Wolken, die über ihren Köpfen vorüberziehen, provozieren lassen und hochspringen, um sie zu zerreißen.“

Thomas Sankara und seine Genossen sind aus diesem Holz geschnitzt.

Zweiter Teil
**Gespräch zwischen Thomas Sankara und
Jean-Philippe Rapp**

Jugenderinnerungen

Jean-Philippe Rapp: Staatschef werden - ist das eine Entscheidung, die man in einer bestimmten Lage trifft?

Thomas Sankara: Es gibt Ereignisse, Gelegenheiten, bei denen man sozusagen dem Volk begegnet. Man muss sie tief in der Vergangenheit, im persönlichen Hintergrund eines jeden suchen. Man beschliesst nicht, Staatschef zu werden; man beschliesst, mit dieser oder jener Form von Schikanen, von Kränkungen, mit einer Art von Ausbeutung oder Herrschaft Schluss zu machen. Das ist alles.

Es ist etwa so, als ob jemand, der an einer ernsthaften Krankheit wie zum Beispiel der Malaria gelitten hat, beschliesst, nun alle seine Energien der Entwicklung eines Impfstoffes zu widmen, und wenn es ihm gelingt, ist er der hervorragende, für ein Laboratorium verantwortliche Wissenschaftler oder Chef eines spitzenmedizinischen Teams geworden.

Ich auf jeden Fall bin mit einer festen Überzeugung aufgebrochen: Man kann nur das gut bekämpfen, was man gut kennt. Und einen Kampf kann man nur gewinnen, wenn man überzeugt ist, dass es ein gerechter Kampf ist. Es ist nicht möglich, einen Kampf zu führen, den man als Vorwand benutzt, als Hebel zur Macht. Denn im allgemeinen handelt es sich dabei um eine Schminke, die rasch rissig wird. Man engagiert sich nicht an der Seite der Volksmassen, um Staatschef zu werden. Man kämpft, und dann bringt die Notwendigkeit, sich zu organisieren

es mit sich, dass jemand auf einem bestimmten Posten gebraucht wird.

Aber weshalb gerade Sie?

Man muss sich davon überzeugen, dass man sich schlagen kann, dass man mutig genug ist, es für sich selbst zu tun, aber vor allem, dass man genügend motiviert ist, es für andere zu tun. Sie werden Menschen finden, die sich entschlossen in einen Kampf stürzen und auch wissen, wie man das anpackt. Aber sie machen das nur für sich selbst und kommen deshalb nicht sehr weit.

Ist das für Sie eine Frage des Ansatzpunktes?

Ja. Da haben Sie politische Führer, die natürlich oder künstlich geschaffene Ansatzpunkte halten - künstlich sind sie, wenn sie in den Köpfen von Leuten entstehen, die Trennmauern um sich errichtet haben. Diese Leute sind auf jeden Fall von den Volksmassen abgeschnitten. Sie mögen über eine gewisse Grosszügigkeit verfügen, aber das macht aus ihnen noch keine Revolutionäre. Sie können auf verschiedensten Ebenen Funktionären begegnen, die sich unglücklich fühlen, weil man sie nicht versteht, selbst wenn sie ihrer Sache offensichtlich ergeben sind. Obwohl ihre Anstrengungen aufrichtig gemeint sind, stösst ihr Tun auf kein Verständnis.

Gewisse Entwicklungshelfer aus Europa machen in etwa ähnliche Erfahrungen. Sie meinen es ebenfalls sehr ehrlich, kennen aber Afrika nicht und begehen deswegen Fehler, manchmal auch nur kleine Schnitzer, die aber dennoch folgenreich sind. So kehren sie nach einem oft mehrjährigen Aufenthalt nach Hause zurück und haben die Nase voll von Afrika. Natürlich hat es ihnen keineswegs an Hochherzigkeit gefehlt, doch in ihrer Geisteshal-

tung haben sie etwas Herablassendes. Sie waren Schulmeister, die Lektionen erteilen wollten.

Sie meinen also, dass man eine bestimmte Realität erlebt haben muss?

In der Tat gibt es andere führende Persönlichkeiten, die das Glück haben, sich im Volk zu fühlen wie der Fisch im Wasser. Daraus schöpfen sie die notwendigen Energien. Sie wissen, dass sie mit dieser oder jener Entscheidung dieses oder jenes Problem lösen, und dass diese Lösung Tausenden, ja sogar Millionen von Leuten dient. Sie kennen die Probleme sehr genau, ohne je an einer soziologischen Fakultät studiert zu haben. Das verändert die Wahrnehmung.

Aber aufgrund welcher konkreter persönlicher Erfahrungen haben sie selbst diese Realitäten entdeckt?

Das waren verschiedene Erfahrungen. Zum Beispiel erinnere ich mich an einen Mann, den ich gut gekannt habe. Wir befanden uns mitten in der Dürreperiode. Um der Hungersnot zu entgehen, legten mehrere Familien seines Dorfes das wenige noch verbliebene Geld zusammen und beauftragten den Mann, nach Ouagadougou zu gehen, um ein wenig Nahrung zu kaufen. Er ist mit dem Fahrrad in die Hauptstadt gefahren. Dort angekommen, musste er mit der Stadt eine schmerzhaft und brutale Erfahrung machen. Ohne Erfolg stand er Schlange, um zu erhalten, was er wollte. Er sah, dass viele andere Personen vor ihm dran kamen, um Hirse zu kaufen, nur weil sie französisch redeten. Dann wurde ihm zu allem Unglück noch sein Fahrrad und alles Geld gestohlen, das ihm die Leute vom Dorf anvertraut hatten. Da hat er sich aus Verzweiflung umgebracht. Aber das hat den Schlaf der Leute von Ou-

gadougou nicht gestört. Das war nur ein Toter mehr. Man gräbt ein Loch, man schmeisst die Leiche hinein wie ein unnützes Ding, das man los sein will.

Die Stadt hat munter weiter gelebt, in ihrer Gleichgültigkeit, ja gar Unkenntnis dieses Dramas, während weit weg Dutzende von Menschen, ganze Familien die glückliche Heimkehr des Mannes erwarteten, der ihrem Leben zu neuem Schwung verhelfen sollte, jedoch nie mehr zurückkehrte... Da fragt man sich: haben wir das Recht, sie einfach im Stich zu lassen?

Das war ein Schock für Sie?

Ja, ich denke noch heute oft daran.

Aber haben Sie selbst solch ungleiche Verhältnisse erlebt oder haben sie so etwas nur bei anderen beobachtet?

Nein, ich habe das auch selbst erlebt. Als ich noch ganz klein war, ging ich in Gaoa in die Volksschule. Der Schuldirektor war ein Europäer und seine Kinder hatten ein Fahrrad. Wir andern Kinder haben monatelang von diesem Fahrrad geträumt. Beim Aufwachen hatten wir dieses Fahrrad im Kopf, wir zeichneten es, wir versuchten, unser Bedürfnis zu verdrängen, aber es war immer wieder da.

Wir machten alles, um das Fahrrad ausgesehen zu bekommen. Die Kinder des Direktors wollten Sand, um eine Burg zu bauen, wir brachten ihn; wollten sie, dass wir einen anderen Dienst erwiesen, rissen wir uns darum. Und dies alles in der Hoffnung, einmal eine Runde drehen zu dürfen. Wir waren gleich alt, aber nichts liess sich machen.

Eines Tages wurde mir klar, dass alle unsere Bemühungen vergebens waren; so habe ich mich des Fahrrads be-

mächtigt und mir gesagt: „Na ja, ich leiste mir jetzt einmal das Vergnügen, komme was wolle...“

Mit welchen Folgen?

Sie haben meinen Vater verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Ich wurde aus der Schule rausgeworfen. Meine Geschwister trauten sich nicht mehr, in die Schule zu gehen. Es war ein totaler Terror. Wie sollen da nicht tiefste Gefühle der Ungerechtigkeit zwischen Kindern gleichen Alters entstehen?

Ein anderes Mal haben sie meinen Vater ins Gefängnis geworfen, weil eine meiner Schwestern wilde Früchte gepflückt hatte, indem sie Steine in den Baum warf. Einige fielen auf das Hausdach des Direktors und das störte die Frau des Direktors bei der Siesta. Ich verstand schon, dass sie nach einer guten, wohltuenden Mahlzeit ausruhen wollte und sich über eine solche Störung aufregte, aber wir, wir wollten essen... Man hat sich aber nicht damit begnügt, meinen Vater ins Gefängnis zu werfen, man hat zudem einen Befehl erlassen, der, wem auch immer, das Pflücken dieser Früchte verbot.

Wenn Sie heute Ihrem Vater begegnen, und er sieht, was Sie geworden sind und was Sie unternehmen, was meint er dazu?

Mein Vater ist ein ehemaliger Frontsoldat („ancien combattant“). Er hat den Zweiten Weltkrieg mitgemacht und ist von den Deutschen gefangengenommen worden. Als ‘ancien combattant’ ist er natürlich der Meinung, wir hätten noch nichts gesehen, das für sie alles schlimmer gewesen sei. Sagen wir mal, dass unsere Gespräche eher Zusammenstößen gleichen... (Gelächter)

Das bringt mich auf das Problem der Alten, die in den traditionellen Gesellschaften eine grosse Rolle spielen und denen es enorme Mühe bereiten muss, zu verstehen und erst recht zu akzeptieren, was geschieht...

Diese Leute sind sehr zahlreich. Man muss ihnen immer wieder ein paar kleine Aufmerksamkeiten widmen. Sie sind überrascht, dass wir in bestimmten Botschaften von ihnen sprechen.

Diese betagten Personen hatten das Gefühl, ausgeschlossen zu werden, und das war für sie umso frustrierender, als sie in unserem Alter einen bewundernswerten Mut an den Tag gelegt hatten. Heute ruhen sie auf ihren Lorbeeren aus, aber es ist nur natürlich, dass wir ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir anerkennen ihre Verdienste in der Vergangenheit, um auf die Dynamik zählen zu können, die diese Personen mit einem einzigen kleinen Wort in Gang setzen können.

Aber wie wollen Sie diese Leute integrieren?

Wir haben beschlossen, eine Struktur zu schaffen, die sich ihrer annehmen wird. Sie hat noch keinen Namen, aber ihre Verantwortlichen sind jetzt schon bekannt. In allen Provinzen entstehen provisorische Komitees, und bald wird ein nationaler Kongress abgehalten, in dessen Verlauf diese Alten ein nationales Büro auf die Beine stellen werden. Strukturen und Weisungen werden die Art der Beteiligung festlegen.

Ein Wille zur Öffnung?

Wir sind in Afrika, in einer Gesellschaft, wo die Feudalherrschaft im weitesten Sinn des Wortes sehr stark ist. Wenn der Alte, der Patriarch, gesprochen hat, gehorchen alle. So sagen wir nun: „Ebenso wie die Jungen die jun-

gen Reaktionäre bekämpfen müssen, werden die alten Reaktionäre von den alten Revolutionären bekämpft.“

Dies stösst sicher auf Grenzen ideologischer Natur, aber wir gestehen ihnen diese Grenzen zu, sofern sie sich in ihrem Gebiet gleichfalls um diejenigen kümmern, die sie bekämpfen müssen.

Kommen wir auf Ihre Kindheit zurück, gibt es da andere Erinnerungen, die ein Licht auf Ihre Persönlichkeit werfen und Ihre Verhaltensweisen verständlich machen können?

Ich ging ans Gymnasium von Bobo-Dioulasso. Der Rest der Familie blieb in Gaoa. Als ich dort ankam, kannte ich niemanden. Am Tag des Schulbeginns aber sagte man uns, dass das Gymnasium aus administrativen Gründen erst am nächsten Tag geöffnet würde. Da das Internat ebenfalls noch geschlossen war, mussten wir selbst schauen, wo wir unterkommen konnten. Mit dem Koffer auf dem Kopf (ich war zu klein, um ihn auf andere Weise tragen zu können) irrte ich in dieser Stadt umher, die für mich einfach zu gross war. Ich wurde immer müder und schliesslich stand ich vor einem bürgerlichen Haus. Im Hof hatte es Autos und einen dicken Hund.

Ich klingelte. Der Herr kam heraus und musterte mich von oben bis unten: „Sieh da, ein Kleiner, der einfach so daher kommt; und weshalb, wenn man fragen darf?“ Ich antwortete ihm: „Ich habe dieses Haus gesehen und ich habe mir gesagt, hier übernachtest du.“ Er gab einen tiefen Seufzer von sich, besann sich aber nicht eines anderen und gab sein Einverständnis. Er zeigte mir, wo ich schlafen konnte, und gab mir zu essen; dann erklärte er mir, er müsse noch weg, denn seine Frau sei in der Ge-

burtsklinik und stehe kurz vor der Entbindung. Am nächsten Tag packte ich meine Sachen, dankte ihm und ging.

Eines schönen Tages - ich war eben Minister geworden - ernannte ich einen Generalsekretär für das Informationsministerium. Da fragte ich ihn: „Kennen Sie mich nicht?“ Er verneinte. Einen Monat später stellte ich ihm die gleiche Frage und bekam die gleiche Antwort. Am Tag, wo er seinen Posten aufgab, rief ich ihn an: „Sie waren in der Radiostation von Bobo. Sie haben in diesem und diesem Quartier gewohnt, sie hatten eine Ami 6 als Auto. Sie haben mir die Türe geöffnet und zu essen gegeben. Ich war damals noch ziemlich klein, ich ging ins Gymnasium.“ „Das waren also Sie?“ „Ja, das war ich.“ Er hiess Pierre Barry. Als ich damals sein Haus verliess, sagte ich mir, dass ich diesem Mann früher oder später einen Gefallen erweisen müsste, damit er wissen sollte, dass seine Hilfsbereitschaft nicht nutzlos war. Ich habe ihn gesucht und der Zufall hat das Seinige getan. Wir sind uns wiederbegegnet. Heute ist er Rentner.

Grosszügigkeit, sicher; aber wahrscheinlich auch die Entdeckung der eigenen Gewalttätigkeit?

Sehr früh schon habe ich mich gefragt, ob es die mutwillige Bosheit gibt. Ich hatte seinerzeit einen Kameraden, der schwächer war als ich. Eines Tages nahm ich ihn mit in den Busch und sagte zu ihm: „Jetzt werde ich dich schlagen, einfach weil ich es beschlossen habe.“ Wir zwei waren allein, er war mir ausgeliefert. Ich versichere Ihnen, dass ich versucht habe, es zu tun. Ich wollte den Mut finden, ihn zu schlagen. Dann begann ich zu weinen: „Ich wollte dich töten, weil es doch einfach Gründe dafür geben muss, dass ein Mensch den andern umbringt, da es so viele machen.“ Die Handlung wurde nicht vollzogen.

Ich habe ihn nicht getötet. Heute lebt dieser Junge in Bobo-Dioulasso. Aber ich bin mir bewusst, dass wir Menschen sehr böse sind. Nehmen Sie die Lüge, oder die Erniedrigung in all ihren Formen.

Aber kommt es vor, dass man die Notwendigkeit verspürt, gewalttätig zu handeln?

Eine andere Erinnerung in diesem Zusammenhang. Ich erlebte auf der Insel Réunion eine Szene mit, die mich sehr traf und die mich heute noch verfolgt. Ich leistete zu dieser Zeit dort Dienst als junger Offizier. Am 31. Dezember wurde ein Ball organisiert. Ich ging hin, denn ich amüsiere mich gern. Ich war mit einigen Hauptleuten an einem Tisch. Zu meiner Rechten befand sich ein Major. Man munkelte, dass seine Frau ihn mit einem Professor, einem französischen Zivilisten, betrog. Tatsächlich tanzte dieser Professor gerade zu jenem Zeitpunkt mit der Frau des Majors, sie waren als einzige auf der Tanzfläche. Der Offizier erhob sich, sehr würdig. Er sagte: „Genug“ und trennte die beiden. Während der Professor das Lokal fluchtartig verliess, beglückwünschte ich den Offizier und erklärte ihm, dass er recht getan habe.

Dann sagte ich mir plötzlich, dass ich, anstatt den Major zu beglückwünschen, dem Professor hätte eine Falle stellen müssen, weil diese Sorte Menschen von der Erde verschwinden müssen. Er macht einen andern Mann todunglücklich, weil er dessen Frau verführt. Hätte sie ihn verführt, dann hatte er zumindest nicht den Mut, Nein zu sagen. Ich weiss, dass wir schliesslich gegen diese Art Leute Entscheidungen treffen müssen. Man wird mir sagen, das jener, der nie gesündigt hat, den ersten Stein wirft. Nein! Auch wenn es uns nicht gelingen sollte, den Ehebruch zu unterdrücken, werden wir Entscheidungen

treffen, nicht weil es einen Mann und eine Frau betrifft, sondern weil ein Mann einen andern Mann betrogen hat.

Legen Sie grosses Gewicht auf Gesten?

Sehr viel. Als Präsident war General Lamizana wahrhaft unzugänglich. Ich war damals ein junger Offizier, stationiert in Pô. Zu dieser Zeit hatten wir kein Wasser. Nicht zum Trinken und schon gar nicht, um unsere Kleider zu waschen, die wir zu diesem Zweck nach Ouagadougou schicken mussten. Ich tat alles, um diesem Zustand abzuhelpfen. Ich traf noch mit Priestern, mit Nicht-Regierungsorganisationen, um Bohrungen zu veranlassen und Brunnen zu graben. Aber nichts half. Ich sagte mir: „Ich kann nicht verstehen, wie eine Regierung die Leute in einem solchen Elend lassen kann.“ Eines Tages befahl ich meinem Fahrer: „Machen Sie den Jeep fertig.“ Ich rüstete mich aus und nahm meine Waffen. In dieser Zeit in einem solchen Aufzug herumzureisen, war äusserst auffällig und wurde rasch bemerkt. Im Kampfanzug nahmen wir nun Kurs auf den Präsidentenpalast. In Ouagadougou angekommen, liess ich das Fahrzeug zunächst vor dem CAMIVO anhalten, einem Geschäft für Ersatzteile und andere Artikel. Ich trat ein und sah sogleich eine Motorpumpe. Ich begab mich zur Kasse.

„Ich will diese Pumpe kaufen.“ „Bezahlen sie sofort?“ „Nein, ich will eine Pro-Forma-Rechnung.“ „An welche Adresse, bitte?“ „Schreiben Sie: Kommando, und fügen sie in Klammern hinzu - Präsidentenpalast.“ „Was soll das heissen?“ „Tun Sie es!“ „Einverstanden.“

Wir fuhren weg, der Fahrer und ich, in Richtung Präsidentenpalast. Ich bat um Audienz.

War das ein alltäglicher Vorgang?

Damals war so etwas völlig unvorstellbar. Ein Besucher wartete schon; wenn ich mich richtig erinnere, war es der deutsche Botschafter. Als man mich bat, den Grund für die gewünschte Audienz anzugeben, weigerte ich mich, dies zu tun. Da wollte der Kabinettchef meine Bitte nicht weiterleiten. Je mehr ich insistierte, umso standhafter weigerte sich der. Schliesslich sagte ich zu ihm: „Wenn Sie mich nicht vorlassen, müssen Sie die Verantwortung dafür übernehmen, was geschieht.“ Ich war, vergessen Sie das nicht, bewaffnet. Ich dachte, dass mein Verhalten mich ins Gefängnis bringen würde, ich stellte mir sogar vor, dass es zu einem Kampf käme. Die Verantwortlichen benachrichtigten schliesslich den Präsidenten, der mir mitteilen liess, ich solle warten. Ich habe in der Tat lange, sehr lange gewartet, dann führte man mich hinein. Wohl verstanden, ich war damals ein einfacher Leutnant. Der Präsident war verblüfft. Ich sagte zu ihm: „Sie sind General, ich bin Leutnant, wir sind also beide Offiziere. Ich habe Männer im Feld, die nichts zu trinken haben. Ich will eine Motorpumpe, hier ist die Pro-Forma-Rechnung.“ Er schaute mich lange schweigend an. Dann: „Sind Sie nur deswegen gekommen?“ „Aus diesem und keinem andern Grund.“ Er bohrte nach, dann unterschrieb er den Check.

Ich grüsste, nahm meine Motorpumpe und ging sogleich nach Pô zurück. „Versammelt die Männer, wir haben gewonnen. Pumpt Wasser, lasst die Leute trinken. Macht schon, damit wir diesem Elend ein Ende setzen.“

Überraschte Ihr Verhalten wirklich in einem System, wo die persönlichen Beziehungen und die privaten Kontakte eine so grosse Rolle spielen?

Wissen Sie, als General Lamizana seinen Check unterschrieb und mir übergab, las ich - oder ich glaubte es wenigstens - etwas in seinen Augen, was mich sehr berührte. Tatsächlich handelte es sich für ihn bei dieser Summe nicht um ein grosses Opfer. Damals verfügte der Präsident über eine schwarze Kasse, und was ich von ihm verlangte, stellte nur den dreihundertsten Teil dessen dar, was er pro Trimester ausgeben konnte. (Die Motorpumpe kostete 254'000 CFA [= SFr. 1'270.-4 DM 1'550.-1 Ich erinnere mich sogar, dass er den Check irrtümlich auf 258'000 CFA ausstellte, und wir mit der Differenz Ersatzteile kauften.)

Aber ich habe trotzdem begriffen, dass der Mann verärgert war. Ununterbrochen kamen Leute, die unter irgendeinem Vorwand Geld verlangten. Vielleicht war er an diesem Tag sogar froh, eine Geste machen zu können, die nicht nur einer einzigen Person, sondern gleich mehreren einen Dienst erwies. Und ich habe mir geschworen, ihm das Geld wieder zurückzugeben.

Haben Sie mit ihm heute, da die Rollen vertauscht sind, über diese Episode gesprochen?

Nein, ich habe nicht mit ihm darüber gesprochen, aber er versteht nicht, weshalb ich ihm so grosse Aufmerksamkeit widme. Am 7. November 1982, als der Staatsstreich des CSP stattfand, hatte er schon zwei Jahre im Gefängnis verbracht. Verschiedene Gruppen bekämpften sich und Soldaten wollten die Dunkelheit ausnutzen, um Leute zu eliminieren, namentlich ihn. Deshalb habe ich persönlich interveniert, damit Sangoule Lamizana, Gérard Kongo, Joseph Conombo und Toure Soumané ohne Gefahr das Gefängnis verlassen konnten. Aber ich arrangierte es so, dass Sangoule Lamizana nichts zu wissen be-

kam, damit er sich mir gegenüber nicht zu Dank verpflichtet fühlte.

Als Lamizana vor das TPR (Revolutionäres Volksgericht) kam, hatte ich einige Anklagepunkte gegen ihn. Es hätte für eine Verurteilung gereicht. Er weiss nicht, warum ich nicht gegen ihn ausgesagt habe. Ich habe grossen Respekt vor ihm und vor den andern, sogar vor Saye Zerbo, obwohl der im Gefängnis sitzt. Ich weiss, wohin die Straferlasse des 4. August führen.

Beziehungen zum Ausland

Oberst Ghadhafi hat keine Mühe gescheut, Ihnen noch vor der Machtübernahme seine Unterstützung zu geben. Danach leistete er materielle Hilfe. Einige Leute halten Sie für den Mann Libyens.

Ich war in Libyen und ich bewundere die Sozialpolitik dieses Landes sehr. Offensichtlich ist das Erdöl der Grund für den Bau so vieler Autobahnen, Spitäler, Universitäten und Sozialwohnungen. Aber Erdöl gab es lange vor der Machtübernahme durch Oberst Ghadhafi, dennoch befand sich dieses Land völlig am Rand.

Aus wirklicher Sorge um soziale Gerechtigkeit haben es die jetzigen Führer geschafft, einer monarchischen, bürgerlichen und dem Grosskapital verschriebenen Minderheit die gesamten Reichtümer aus den Händen zu reissen, um die grösstmögliche Zahl von Leuten davon profitieren zu lassen.

Wir bewundern diese Haltung. Die Verteidigung einer solchen Politik setzt Handlungsweisen voraus, deren Kühnheit auf internationaler Ebene schockiert und Anstoss erregt... Wie ein Stein, der in einen Teich der Ruhe und Konventionen geworfen wird. Aber deswegen zu

behaupten, wir seien von Oberst Ghadhafi beeinflusst, ist völlig falsch. Wir sind von Libyen nicht mehr beeinflusst als vom Frankreich des Jahres 1789 zum Beispiel. Wir sind den Amerikanern nicht enger verbunden als andern, weil sie sagten: „Amerika den Amerikanern“, und wir heute bekräftigen: „Afrika den Afrikanern.“ Wir stehen zu den gerechten Anliegen, wo immer sie sein mögen.

Aber Sie verbergen nicht, dass Sie mit ihm Umgang haben?

Ich möchte Ihnen folgendes sagen: als jemand, der öfters mit Oberst Ghadhafi zu tun hatte, kann ich Ihnen versichern, dass man in Bezug auf die Haltung, die sie einem gegenüber einnehmen, drei Kategorien von Staatshäuptern unterscheiden kann: einerseits gibt es jene, die sagen, man solle nicht mit Ghadhafi verkehren, denn er sei der Teufel in Person. Sie meiden ihn aus Überzeugung, aber auf total hysterische Weise. In Tat und Wahrheit handelt es sich bei ihnen um manipulierte Menschen, unfähig, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Die zweite Kategorie besteht aus denjenigen, die mit Ghadhafi über Vermittlungspersonen in Kontakt stehen. Wenn man eine Liste dieser Leute zusammenstellen müsste, wäre sie lang. Alle diese Leute unterzeichnen sehr lukrative Verträge mit ihm, machen aber gleichzeitig gehässige Äußerungen und halten total engagierte Reden gegen den gleichen Ghadhafi. Sie sind gezwungen, wahre Weltreisen zu machen, um die Spuren zwischen ihnen und Tripolis zu verwischen.

Drittens sind noch jene, die offen mit ihm verkehren. Wir schämen uns nicht zu sagen, dass wir zu dieser dritten Kategorie gehören. Nach unserer Ansicht ist es besser zur Kategorie derjenigen zu gehören, die bereit sind, in

aller Öffentlichkeit zu verhandeln, denn so basiert alles auf objektiveren Grundlagen. Ändern sich diese, werden wir unsere Haltung ohne weiteres ändern.

Die ändern hingegen müssen ständig auf der Hut sein, wenn Oberst Ghadhafi Journalisten gegenüber sitzt. Wird er über sie sprechen oder nicht? Sie befürchten, dass er sie in der Öffentlichkeit denunziert. Wir haben keine solchen Befürchtungen.

Burkina-Faso war Mitglied des UNO-Sicherheitsrates. Sie selbst haben vor der Generalversammlung das Wort ergriffen; welche Schlüsse ziehen Sie aus dieser Erfahrung?

Wäre ich nicht dorthin gegangen, hätte ich natürlich nicht diese Erfahrung machen können; so ist auch ein Unglück noch zu etwas nütze. Aber um die Wahrheit zu sagen, man muss wirklich vermeiden, eine Ratte in diesen Gängen zu werden, denn sehr rasch gerät man in die Falle des internationalen Komplizentums, einer Art von Toleranz, welche die Probleme der Leute in sterilen theoretischen Wortgefechten zerredet.

Wenn Sie die Leute dort sehen, haben Sie den Eindruck, sie meinen es ernst, aber ich habe keinen so großen Spass daran, ihnen zu begegnen. Nur am Anfang habe ich das Bedürfnis verspürt, mich dorthin zu begeben.

Jedenfalls waren wir tatsächlich Mitglied des Sicherheitsrates. Wir dachten, dass, wenn schon unsere Rolle in der UNO nicht die war, den Personalbestand zu vervollständigen, wir den Mut haben sollten, im Namen der Völker zu sprechen, die uns ihr Vertrauen geschenkt hatten - Burkina-Faso erhielt die Stimme von 104 Ländern. Wir sollten ihre Interessen vertreten, speziell die Interessen der blockfreien Länder. Denn ihre Interessen wie auch jene der Völker, die sich gegen ihre Situation

auch jene der Völker, die sich gegen ihre Situation auflehnen, müssen täglich mit Standhaftigkeit und Mut verteidigt werden, wenn wir nicht wollen, dass die UNO zum Resonanzkasten einer Handvoll mächtiger Trommler wird.

Waren Sie deshalb Druckversuchen ausgesetzt? Der Drohung, dass man Ihnen die Hilfe abschneidet?

Seinerzeit versuchte der Botschafter der USA zum Beispiel, Druck auszuüben. Und zwar im Zusammenhang mit Puerto Rico, Nicaragua, Grenada und einigen anderen Fragen. Wir versicherten ihm unsere aufrichtige Freundschaft für das amerikanische Volk, sagten aber auch, dass es nicht in dessen Interesse läge, Unglück über andere Völker zu bringen. Wir fügten hinzu, unsere Freundschaft sei so real, dass sie es uns verbiete, uns mit denjenigen zu solidarisieren, welche die USA ohne Grund angreifen.

Ich muss noch aus intellektueller Redlichkeit beifügen, dass der amerikanische Botschafter im Anschluss an unsere Unterhaltung den Rückwärtsgang einlegte und seiner Regierung unsere Haltung erläuterte.

Diese Druckversuche erfolgten, weil Sie dem UNO-Sicherheitsrat angehört haben?

In der Tat, verschiedene Druckversuche in verschiedenen Formen, durch verschiedene Gruppen. Aber sollten wir schweigen, wenn eine Grossmacht ein kleines Land angreift, wenn ein Land ein anderes überfällt? Wir dachten, dass wir im Namen all jener, die uns ihr Vertrauen geschenkt haben, einen Kampf führen müssten, aber auch im Namen derjenigen, die nicht für uns stimmten, weil sie uns zuwenig gut kannten.

Und vom Resultat sind Sie befriedigt?

Wir haben die Positionen bezogen, die wir beziehen mussten. Viele Leute haben uns so kennen gelernt. Gleichzeitig hat es uns viele Feindschaften eingetragen. Wir haben links wie rechts angegriffen, den Osten wie den Westen. Jeder hat seinen Teil abbekommen. Hat es etwas gebracht, wenn wir uns schon so viele Feinde schafften? Mussten wir tatsächlich so viele Fronten eröffnen? Ich weiss es nicht.

In Ihrer Lage könnte Sie eine Grossmacht, welche die Hilfeleistungen an Sie einstellt, in grosse Schwierigkeiten bringen. Das trifft zum Beispiel für Frankreich, die USA, die UdSSR und andere Länder zu, vor allem westliche...

Gerade deshalb sind wir gezwungen, gegen den Imperialismus und seine Erscheinungsformen zu kämpfen. Für den Imperialismus ist es wichtiger, uns kulturell zu dominieren als militärisch. Die kulturelle Vorherrschaft ist die geschmeidigste, wirkungsvollste und kostengünstigste. Deshalb behaupten wir, dass es nicht nötig ist, bis an die Zähne bewaffnete Söldner zu schicken, um das Regime in Burkina-Faso zu stürzen; es genügt vollkommen, den Import von Champagner, Lippenstiften und Nagellack zu verbieten.

Das sind jedoch keine für die Burkinabés üblichen Produkte...

Einzig das Bürgertum ist heute davon überzeugt, dass es ohne diese Produkte nicht auskommen kann. Wir müssen daraufhin arbeiten, die Denkart der Leute zu entkolonisieren, und für das Wohlergehen soweit Opfer zu bringen, als es noch in unserem Rahmen liegt. Wir müssen daran arbeiten, unserem Volk beizubringen, dass es sich

selbst, so wie es ist, akzeptiert, sich nicht der Realitäten schämt, in denen es lebt, sich mit ihnen zufriedengibt und sich ihrer sogar rühmt.

Man muss kohärent sein. Wir haben nicht gezögert, eine Hilfeleistung der Sowjetunion abzulehnen, die, nach unserer Ansicht, nicht unserer Erwartung entsprach. Wir haben uns mit den Sowjets ausgesprochen, und ich glaube, wir haben uns verstanden. Aber man muss sich seine Würde zu bewahren wissen.

Staatsbudget und Auslandsschuld

Wenn man über ein Budget von 58 Milliarden Francs CFA (29 Mio. SFr/136 Mio. DM) verfügt, wovon zwölf Milliarden für den Schuldendienst bestimmt sind, ist es da wirklich möglich, eine Planung und eine Strategie zu entwerfen?

Ja, aber man stellt einfach und sehr brutal die Frage der Wahl zwischen Champagner und Wasser.

Wir bemühen uns, um eine ungleiche Aufteilung herumzukommen. Und was stellen wir fest? Ein Budget von 58 Milliarden; 30'000 Staatsangestellte, die davon 30 Milliarden monopolisieren, und nichts für die andern. Das ist nicht normal. Wenn wir zuallererst Gerechtigkeit wollen, muss jeder einsehen, wo unser Volk steht und welche Opfer es bringen muss, damit sich die angestrebte Gerechtigkeit verwirklichen lässt.

Wer sind nun diese 30'000 Staatsangestellten? Leute wie ich. Nehmen Sie meinen Fall: von 1000 Kindern, die im gleichen Jahr wie ich geboren wurden, ist die Hälfte in den ersten drei Lebensmonaten gestorben. Ich hatte das unverschämte Glück davonzukommen. Ich hatte auch das Glück, in der Folge nicht Opfer einer jener Krankheiten

zu werden, die wir hier in Afrika kennen und die die Menschen aus meinem Jahrgang weiter dezimiert haben.

Ich gehörte zu jenen 16 Kindern von 100, die zur Schule gehen konnten. Das war eine weitere unerhörte Chance. Ich gehörte zu jenen 18 von 100 Eingeschulten, die bis zum Baccalauréat kamen und zu jenen 300 Jugendlichen im ganzen Land, die ins Ausland gehen, ihre Ausbildung vervollständigen und bei der Rückkehr sicher sein konnten, einen Arbeitsplatz zu finden. Ich gehörte zu den zwei auf 100 Soldaten, die in sozialer Hinsicht einen stabilen und gut bezahlten Platz haben, weil ich Offizier in einer Armee bin, wo dieser Grad etwas bedeutet.

Und nun machen Leute, die eine bestimmte Zahl ähnlicher Chancen hatten, diese 30'000 aus, in einem Land von sieben Millionen Einwohnern? Und wir allein „pumpen“ mehr als 30 Milliarden aus der Staatskasse? Dieser Zustand darf nicht mehr länger dauern.

Nicht zu reden von den andern Vorteilen!

Richtig, wir sind es, die in der Stadt leben, die den Ton angeben, die der Weltöffentlichkeit erklären, was hier geht, was nicht geht und wie man die Situation hier einzuschätzen hat.

Wir sind es, die von Menschenrechten sprechen, von der sinkenden Kaufkraft, vom Klima des Terrors. Wir vergessen dabei, dass wir Tausende von Kindern zum Tode verurteilt haben, weil wir nicht akzeptierten, dass unsere Gehälter auch nur ein kleines bisschen gesenkt werden sollten, um so eine kleine Gesundheitsstation zu finanzieren. Und wir haben die Weltöffentlichkeit nicht aufgerüttelt angesichts des Skandals, den diese Toten darstellen. Wir tragen unsern Teil bei zur internationalen Komplizenschaft des guten Gewissens. „Ich vergebe dir

deine Fehler, du vergibst mit die meinen. Ich schweige zu deinen schmutzigen Geschäften. Du schweigst zu meinen Untaten und wir beide gehören zu den sauberen Leuten. Das ist wirklich das „gentlemen agreement“ des guten Gewissens...”

Empörung ist eine Sache, aber wie kann man handeln?

Man muss wagen, der Realität ins Gesicht zu sehen, dann muss man wagen, die über lange Jahre hinweg erworbenen Privilegien, auch wenn es schmerzt, beim Namen zu nennen; Privilegien, die schon so alt sind, dass sie als natürlich erscheinen, als unanfechtbar. Bestimmt gehen Sie so das Risiko ein, in der Presse heftig angegriffen zu werden. Aber die sieben Millionen Bauern, die über kein Sprachrohr verfügen, fragt man ja nie, ob sie mit einer Strasse, einer kleinen Schule, einer Krankenstation oder einem Brunnen zufrieden sind.

Aber was wollen Sie ohne internationale Hilfe und Kredite machen, um die Struktur anzupassen?

Als wir 1983 an die Macht gelangten, waren die Staatskassen leer. Das Regime, welches wir stürzten, hatte mit Frankreich einen Kredit zur Strukturanpassung in der Höhe von ungefähr 3 Milliarden Francs CFA (15 Mio. SFr./18,5 Mio. DM) ausgehandelt und erhalten. Nach einigem Hin und Her hat man unseren Regime gegenüber die Kreditzusage plötzlich wieder rückgängig gemacht. Das war nicht leicht für uns, und ich kann Ihnen versichern, dass seither niemand - weder Frankreich noch sonst jemand - irgendeine Summe geliehen hätte. Wir erhalten keinerlei Budgethilfe.

Wie können Sie unter diesen Umständen ein Budgetdefizit vermeiden?

Wir stopfen das Loch, indem wir vermeiden, dass es ein Loch gibt... das heisst, wir verhindern, dass eine Differenz entsteht. Wir haben die Gehälter gesenkt. Die Kader haben bis zu einem Monatslohn verloren. Die Staatsangestellten müssen auf einen Teil ihrer Entschädigungen verzichten, was, wie Sie sich sicher vorstellen können, nirgends mit Beifall aufgenommen wird. Diese Opfer auferlegen wir auch den Regierungsmitgliedern, die wir dazu anhalten, ein sehr bescheidenes Leben zu führen. Ein Volksschullehrer, der Minister wird, erhält den Lohn eines Volksschullehrers, der Präsident im Range eines Hauptmannes den Sold eines Hauptmannes, keinen Pfennig mehr.

Die Kraft des Beispiels also?

Ja. Stellen Sie sich vor, früher sprach man in diesem Land davon, den 13., ja sogar den 14. Monatslohn einzufahren.. Gleichzeitig starben Menschen, weil sie sich nicht eine kleine Nivaquine-Tablette kaufen konnten... Man sollte sich deshalb nicht darüber wundern, dass in Frankreich eine Kampagne gegen die Negerkönige entstanden ist, die sich mit den Steuergeldern Autos kaufen und Schlösser bauen lassen. Dies ist schlechtweg die Folge unserer eigenen Fehler, unserer eigenen Irrtümer.

Haben Sie gewusst, dass Burkinabes Entschädigungen für Auslandsaufenthalte erhielten (in ihrem eigenen Land), oder Entschädigungen wegen Sonneneinstrahlung?

Andere bezogen als Gewerkschaftsfunktionäre Gehälter in der Höhe von zwei- oder dreihunderttausend Francs CFA (1'000--1'500 SFr./ 1'200-1'800 DM), und sie for-

dernten gar noch Lohnerhöhungen, trotz der immensen Summe, die sie ohnehin erhielten!

Wir mussten Opfer fordern; das heisst eine Gesinnungsänderung. Und wir haben noch nicht alles gemacht, was möglich ist. Das war nur ein erster Schritt, andere müssen folgen.

Aber können Sie in einer solchen Situation auch nur die kleinsten Investitionen ins Auge fassen?

Durch die Lohnsenkungen, die Einschränkungen bei der Lebenshaltung, aber auch, indem wir besser verwalten, was wir haben, indem wir Unterschlagungen vermeiden, ist es uns gelungen, einige Überschüsse zu erzielen, die uns ein paar bescheidene Investitionen erlauben. Das aber ist für uns schon ein Beweis, wie notwendig es ist, mit diesen Anstrengungen fortzufahren. Wenn Sie wollen, ein paar Zahlen: Unser Budget machen wir einmal pro Jahr, aber alle vier Monate machen wir Kassensturz und stellen Vergleiche an; so kann ich Ihnen sagen, wie sparsam wir sind.

In den ersten vier Monaten des Jahres 1983 wies das Budget (zu welchem wir schon im Rahmen des CSP etwas sagen, jedoch nicht den Ton angeben konnten) ein Defizit von 695 Millionen Francs CFA (3,5 Mio. SFr./4,3 Mio. DM) auf. In den ersten vier Monaten des Jahres 1984 betrug das Defizit nur noch eine Million CFA, aber da hatten wir die Möglichkeit, es aufzustellen und auszufahren.

In den ersten vier Monaten des Jahres 1985 hat es kein Defizit mehr gegeben, sondern einen Überschuss von 1 Milliarde 985'000 Francs CFA (10 Mio. SFr./ 12,5 Mio. DM), und wir machen in diesem Sinne weiter.

Aber was ist der Preis dafür?

Sich überall einschränken. Bei uns ist es zum Beispiel verboten, nur auf eine Seite eines Blattes zu schreiben. Unsere Minister reisen in der Economy-Klasse und sie haben nur 15'000 Francs CFA (75 SFr./95 DM) Spesen pro Tag. Für mich ist die Situation gleich, aber die Funktion des Staatschefs bietet den Vorteil, dass man für mich aufkommt, wenn ich im Ausland empfangen werde.

Unser Arbeitsminister begab sich vor einiger Zeit nach Genf zu einer internationalen Konferenz. Sie wissen ja, dass er mit 15'000 Francs CFA Spesengeld pro Tag dort nicht übernachten konnte. Er musste sich deshalb im benachbarten Frankreich eine bescheidene Wohnung mieten und wohnte dort mit seinen Mitarbeitern. Das ist überhaupt keine Schande. Vielleicht konnte er dank diesen Bedingungen seine Mission sogar noch besser erfüllen, als wenn er in einem Palast gewohnt hätte. Aber das ist nur ein Beispiel unter vielen.

Vor einigen Monaten titelte SIDWAYA: „Wenn Lenin gewusst hätte, was wir tun, hätte er uns geholfen“ Drückt sich da nicht eine Enttäuschung über die Sowjetunion und andere Länder aus?

Angesichts der Risiken, die wir eingehen - denn wir führen hier eine wirkliche Revolution durch -, angesichts auch dessen, was wir glauben, vielleicht auf unbescheidene Weise, für Afrika darstellen zu können, begreifen wir diese abwartende Haltung nicht, dieses Desinteresse, diese mangelnde Bereitschaft, uns zu helfen, ausgerechnet seitens derjenigen, die am meisten in Frage kämen, es zu tun; denn von der ideologischen Ausrichtung her gehören sie zum gleichen Lager wie wir.

Wir verstehen dies umso weniger, als man uns hier um fünf Millionen Francs CFA (25'000 SFr./32'000 DM) ersticken kann. Mehrere Male kamen wir nur knapp darum herum, wichtige Dienstleistungsbetriebe schliessen und die Leute arbeitslos machen zu müssen, weil uns gerade diese Summe fehlte. Die Konsequenz wären Streiks gewesen und Proteste und vielleicht auch - wenn dies von ein paar schlaunen Leuten ausgenutzt worden wäre - der totale Sturz unserer Regierung.

Und dann, „ein gebranntes Kind scheut das Feuer ...!“ wären Einschüchterungsmassnahmen ergriffen worden, damit ein Regime wie unseres nicht mehr an die Macht käme.

Es handelte sich also doch um eine Enttäuschung?

Der Artikel von SIDWAYA drückt dies bestimmt aus, aber ich glaube handkehrum nicht, dass man von den andern verlangen sollte, sich für uns zu opfern, ohne Rücksicht auf die eigenen Probleme, auch wenn diese nicht vergleichbar sind. Die Betrübnis eines Menschen bei Ihnen, der in Ihrem Land entdeckt, dass der Wein nicht von guter Qualität ist, ist genauso berechtigt wie diejenige eines Menschen bei uns, der kein Wasser zu trinken hat.

Anderswo ist die Bevölkerung mit der Regierung unzufrieden, weil sie kein drittes, viertes oder fünfundzwanzigstes Fernsehprogramm geschaffen hat. Für uns ist das kein Grund, von Ihnen zu verlangen, auf der Stelle zu treten und auf uns zu warten, die wir höchstens eins haben...

Die andern Länder müssen mit ihren eigenen Problemen fertig werden. Und schliesslich - auch das muss gesagt sein - machen wir unsere eigene Revolution. Also umso besser oder schlechter für uns... Es liegt an uns, die

Verantwortung dafür zu tragen. Niemand hat von uns verlangt, eine Revolution zu machen! Wir hätten auf unser Land eine Hypothek aufnehmen können, wir hätten es vermieten können. Irgendjemand hätte schon dafür bezahlt. Es war unser Entscheid, all diese Formen der Entfremdung zurückzuweisen, also müssen wir auch den Preis dafür bezahlen.

Also gilt es zu lernen, von der Mentalität eines Hilfeempfängers loszukommen?

Ja, man muss sich von dieser Mentalität lossagen. Wären wir nicht kolonisiert worden und hätten wir deshalb keine Verbindungen zu Frankreich gehabt, mit welchem Recht hätten wir von Frankreich etwas fordern dürfen? Weshalb? In der Corrèze, auf dem Larzac gibt es auch Leute, die nicht glücklich sind...

Wir müssen also diese Mentalität verlieren, auch wenn wir es im Namen irgendeines Internationalismus gerne gesehen hätten, wenn die Hilfgelder dorthin gingen, wo sie nötig sind. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass man - ausser man sei Masochist oder Selbstmörder nicht seinem Feind Hilfe leistet, ihm Waffen gibt, damit er überlebt, an Ausstrahlung gewinnt und seine Umgebung davon überzeugt, seinem Beispiel zu folgen. Jene, die Angst davor haben, dass wir erfolgreich sind, sind sehr zahlreich. Sie stellen uns vor jede Art von Herausforderung.

Spielt die Zeit nicht gegen Sie?

Sie geben uns zum Beispiel weniger als ein Jahr, bis unsere Kassen leer sind, wir die Staatsangestellten nicht mehr bezahlen können und gezwungen sind, an den IMF oder eine andere Organisation zu gelangen. Schritt für Schritt, schlecht und recht, durchqueren wir dennoch die

Sturmperiode und kommen mit erhobenem Kopf heraus. Sie geben uns dann einen weiteren Aufschub, in dessen Verlauf es offensichtlich würde, dass wir scheitern müssen. Mehr recht als schlecht können wir uns halten und beweisen auf die Länge, in der Praxis, dass es auch andere Schemas gibt, mit denen man die klassischen Formen der Geldbeschaffung umgehen kann.

Aber was können denn die Burkinabés noch mehr tun? Ein Übermass an Opfern beinhaltet die Gefahr, dass sie sich gegen Sie wenden?

Nein, wenn Sie es verstehen, ein Beispiel zu geben. Wir haben eine Kasse der revolutionären Solidarität gegründet, in welche Tausende von Burkinabés einzahlen. Ihre Spenden bedeuten eine bemerkenswerte Anstrengung, damit unser Volk nicht um Nahrungsmittelhilfe betteln muss. Diese Kasse hat es uns ermöglicht, die dringendsten Bedürfnisse zu decken, namentlich inbezug auf die Überlebensprobleme der Bevölkerung der Sahelzone.

Die Nichtregierungsorganisationen und die Auslandshilfe

Aber parallel dazu stellt sich die Frage der Auslandsschulden. An der OAU-Konferenz von Addis-Abeba waren die Teilnehmer sehr gespalten in der Frage, welche Haltung man gegenüber der Rückzahlung einnehmen soll...

Was uns betrifft, so haben wir sehr klar gesagt, dass man die Auslandsschulden nicht zurückzahlen soll. Es wäre nicht gerecht. Sie zu zahlen, hiesse einen Kriegstribut zweimal zu bezahlen. Woher kommt die Schuld überhaupt? Man hat sie uns von aussen aufgezwungen. Haben

wir es nötig, Schlösser zu bauen, den Ärzten zu sagen, sie müssten am Ende des Monats riesige Gehälter kassieren, bei den Offizieren die Mentalität von überbezahlten Leuten zu erzeugen?

Wir waren gezwungen, Verträge über sehr schwere Schuldenlasten zu unterzeichnend, und die Produktionsanlagen, die damit finanziert wurden, sind nicht immer rund gelaufen. Wir haben wegen dieser Anlagen sehr grosse finanzielle Verpflichtungen auf uns genommen, obwohl sie manchmal von jenen, die uns das Geld geliehen haben, selbst angeregt, vorgeschlagen, organisiert und eingerichtet wurden.

Das ist ein ganzes System, inklusive Sturmabteilungen, das ganz genau weiss, was man Ihnen vorschlagen muss. Dann greift die schwere Artillerie ein, und wir müssen immer mehr und mehr bezahlen. Das sind gute Kapitalanlagen für die Investoren. Sie plazieren ihr Geld nicht in ihren eigenen Banken, das bringt ihnen nichts. Sie müssen anderswo Bedürfnisse schaffen, damit die andern bezahlen. Müssen wir diese oder jene Zigarette rauchen? Man hat uns überzeugt, dass wir „dank dieser Marke die stärksten Männer der Welt wären, die alle Frauen verführen können“. Wir haben diese Zigaretten geraucht und haben als Zugabe Krebs gekriegt. Und die mit den meisten Privilegien sind nach Europa gereist, um sich heilen zu lassen...

Aber hat die Weigerung, die Schulden zu bezahlen, einen Sinn, wenn dies nur ein oder zwei Staaten tun?

Tatsächlich ist es ja nicht ein einzelner wucherischer Bankier, der uns zur Schuldenrückzahlung zwingen will, sondern ein ganzes, gut organisiertes System. Für den Fall, dass ihre Schulden nicht geregelt sind, besteht des-

halb die Möglichkeit, ihre Flugzeuge auf einem Flughafen zu blockieren, oder sich zu weigern, ihnen ein absolut notwendiges Ersatzteil zu schicken.

Die Schulden nicht zurückzuzahlen, erfordert also, dass wir in einer Einheitsfront marschieren. Alle Staaten müssen gemeinsam handeln, unter der Bedingung allerdings, dass wir uns auf eine Selbstkritik einlassen, was die Verwaltung unserer eigenen Ressourcen betrifft. Wenn einige riesige Schulden für persönliche Luxusaufwendungen gemacht haben, verdienen sie es nicht, dass wir zu ihrer Unterstützung mobilisieren.

Wir haben in unserer Botschaft an die OAU deutlich gesagt: „Entweder wir organisieren einen kollektiven Widerstand und weigern uns glatt, die Schulden zu bezahlen oder wir müssen sterben, jeder für sich, isoliert, einer nach dem andern...“

Aber dieser Standpunkt wird nicht von allen einstimmig geteilt?

Jeder von uns meint, der Schlauste, der Listigste zu sein, obgleich er die Logik dieser gerechtfertigten Weigerung einsieht. Er umgeht sie, um den Geldgebern einen Besuch abzustatten. Von da an wird man über sie sagen, sie seien am besten organisiert, die modernsten, jene, die ihren Verpflichtungen am besten nachkommen.

Man gibt ihnen weitere Kredite, um ihnen weitere Bedingungen zu diktieren. Wenn sich dann in den Strassen Unmut breitmacht, schlägt man ihnen vor, Pöbel mit dem Knüppel niederzuhalten...

Fürchten Sie angesichts der internen wirtschaftlichen Massnahmen nicht eine gewalttätige Reaktion des Volkes?

Die allgemeine Zustimmung zu unseren sicher wenig populären Massnahmen zeigt das Wesen unserer Revolution auf - einer Revolution, die sich gegen kein Volk, kein Land richtet, sondern zum Ziel hat, dem Volk von Burkina-Faso seine Würde zurückzugeben und ihm - gerade ihm - erlaubt, sein Glück nach von ihm bestimmten Regeln zu machen. Wohlstand, Entwicklung werden anderswo in Form von Quoten gemessen; in Zentnern Stahl pro Einwohner, in Tonnen Zement, in der Zahl von Telefonanschlüssen.

Wir haben andere Werte. Wir haben keine Hemmungen zu sagen, dass wir ein armes Land sind. Wenn wir vor einer internationalen Organisation auftreten, haben wir keine Angst, das Wort zu ergreifen und die Debatte zu blockieren, weil wir den Beitrag der Mitgliedländer um ein oder zwei Dollar ermässigen wollen. Wir wissen, dass dies eine beträchtliche Zahl von andern Delegationen imitiert, die in der Lage sind, Tausende, ja Millionen von Dollars aus dem Fenster zu werfen.

Und wenn wir einen Botschafter zur Entgegennahme seines Beglaubigungsschreibens empfangen müssen, machen wir dies nicht mehr im Büro des Präsidenten, sondern wir führen ihn in den Busch, zu den Bauern. Er muss chaotische Strassen benützen, er leidet unter Staub und Durst. Dann empfangen wir ihn mit den Worten: „Eure Exzellenz, Herr Botschafter, das ist Burkina-Faso, wie es lebt und lebt, und mit ihm müssen Sie zurechtkommen, nicht mit uns, die wir in den gepolsterten Büros sitzen.“

Wir haben ein Volk, das über seine eigene Weisheit, seine eigenen Erfahrungen verfügt, ein Volk, dass selbst

seine Lebensweise bestimmen kann. Anderswo stirbt man, weil man zuviel aufgetragen bekommt. Hier stirbt man, weil man nicht genügend erhält. Dazwischen gibt es eine Form des Lebens, die wir entdecken werden, wenn jeder von uns einen Schritt nach dem andern macht.

Ein anderer Wirtschaftsfaktor, den man in Rechnung stellen muss: die Entwicklung der Nichtregierungsorganisationen (NRO). Man zählt in Burkina-Faso ungefähr deren 600, davon allein 400 französische. Wie erklären Sie sich diese Entwicklung?

Für mich haben die Nichtregierungsorganisationen positive und negative Seiten; vor allem aber widerspiegeln sie das Scheitern der Beziehungen von Staat zu Staat wie auch die Notwendigkeit für die Völker, andere Formen des Kontakts und Dialogs zu suchen. Auch wenn es anderswo einen Minister für Zusammenarbeit, einen Minister für auswärtige Angelegenheiten oder einen Minister für Aussenbeziehungen gibt, wird man andere Formen suchen müssen; in politischer Hinsicht bedeutet dies demnach, dass diese Minister unwirksam sind.

Sicher wissen wir, dass Nichtregierungsorganisationen existieren, die Brutstätten für imperialistische Spionage sind. Das Gegenteil zu behaupten, würde entweder von einer völligen Naivität zeugen oder vom angestregten Bemühen, die Augen vor der Realität verschliessen zu wollen. Aber es geht nicht nur darum. Bei vielen handelt es sich um Organisationen, wo Männer und Frauen den idealen Ort gefunden zu haben glauben, um sich auszudrücken, um etwas bringen zu können, weil sie von Ländern gehört haben, die leiden, während sie sich selbst unter dem Gewicht der Kalorien und des Luxus in ihrer

Haut nicht wohl fühlen. Sie spüren das Bedürfnis, etwas Gutes zu tun.

Risikiert man nicht eine gewisse Unordnung, die mit gutem Willen allein nicht zu verbessern ist?

Hier haben wir uns gesagt: „Die NRO kommen, wir müssen sie organisieren. „ Tun wir das nicht, kann die Situation sehr gefährlich werden. Früher haben sich diese Organisationen im Zusammenhang mit der wahlpolitischen Einteilung des Landes eingerichtet. Hier befindet sich die Hochburg eines wichtigen Politikers: Also werden hier Brunnen gegraben, auch wenn man alle 25 cm einen machen muss, während andernorts, wo ein wirkliches Bedürfnis existiert, nichts geschieht, weil es im Dorf keinen Sohn mit genügend Ansehen gibt.

Die NRO haben sich auch gezwungen gefühlt, je nachdem einen Brunnen auf englische, deutsche oder französische Art zu machen, und dies für Wasser, das man nach Art der Burkinabé trinkt. Sie weigerten sich, gegenseitig die notwendigen Informationen auszutauschen und zogen es vor, jeden wieder mit den gleichen Fehlern beginnen zu lassen, bloss um dann sagen zu können: „Sehen Sie nur, diese Leute haben keine Ahnung...“

Aber müssen die NRO nicht auch eine heikle und schwierige Politik betreiben?

Sie haben oft Fehler begangen, gerade weil sie sich dies nicht einzugestehen wagten und den lokalen Führern sagten: „Hören Sie, meine Herren, wir sind aus diesem oder jenem ganz präzisen Grund hierher gekommen. Wenn Sie mit uns einverstanden sind, spielen wir mit. Wenn nicht, packen wir zusammen und suchen anderswo Arbeit.“ Manchmal wurde ihr Entgegenkommen zur Komplizen-

schaft. Für einige war es das Wichtigste, eine gute Presse zu haben, um in Europa sagen zu können: „Seht, gute Leute, wir sind daran, ein paar Seelen zu retten. Gebt uns eine kleine Spende, Gott wird es Euch vergelten..... während sie in Wirklichkeit das politische Spiel dieses Abgeordneten oder jenes Senatoren mitmachten, der damit seine politische Ausstrahlung unter Beweis stellen konnte.

Nach Ihrer Ansicht haben die NRO also die Lokalpolitik durcheinandergebracht?

Sie hatten vor allem nicht den Mut, diejenigen vor den Kopf zu stoßen, die schlecht handelten. Resultat: Sie kamen hier an, man sagte ihnen: „Sie kommen aus Europa, sehr gut... Sie haben Geld und wollen dem Land helfen, Bravo! Genau das muss man hier tun, denn die Leute verhungern... Aber Sie brauchen bestimmt ein Büro, mieten Sie meines... Sie brauchen einen einheimischen Direktor, denn wir müssen die Ablösung sichern können, ich habe da gerade einen Vetter, der darauf wartet... Als Telefonistin habe ich eine Cousine, Adjutant wird mein Neffe sein...“ Mit einem Wort, sie bringen ihr ganzes Dorf mit. Sie selbst sind zufrieden, denn man spricht von Ihrer Aktion in Frankreich oder in der Schweiz; er ist zufrieden, denn er kann in sein Dorf gehen und sagen: „Wenn ihr klug seid und für mich stimmt, kann ich euch Pulvermilch bringen.“ Die Milch kommt, und jedermann ist begeistert von der Leistung desjenigen, der solche Wunder vollbringt.

Aber welche Vorkehrungen kann man gegen solche Situationen treffen.

Auch das braucht einen Kampf. Deshalb haben wir ein Büro „zur Begleitung der Nichtregierungsorganisationen“ geschaffen. Es geht nicht darum, sie am Leben, am normalen Funktionieren zu hindern, denn sie brauchen eine gewisse Geschmeidigkeit, schon wegen der Art ihrer Mittelbeschaffung und ihres Arbeitsstiles. Aber sie müssen alle von den Erfahrungen profitieren können, die jene machten, welche zuerst da waren. Man muss ihnen anbieten können, wo ihr Einsatz am wirkungsvollsten, am nützlichsten ist und wie das geschehen kann.

Unter welchen Bedingungen akzeptiert Ihre Regierung internationale Hilfe?

Wir akzeptieren Hilfe, wenn sie unsere Unabhängigkeit und unsere Würde respektiert. Wir lehnen Hilfe ab, die uns unser Bewusstsein abkaufen will und nur den Führern Vorteile verschafft. Wenn Sie uns Hilfe leisten, damit wir Ihre Produkte leichter kaufen oder einige von uns ein Bankkonto in Ihrem Land eröffnen können, lehnen wir ab.

Landwirtschaft und Umwelt

In Ihrem Land stellt sich das Nahrungsmittelp Problem auf dramatische Art. Die Unterernährung betrifft zum Beispiel mehr als 50% der Kinder und die durchschnittliche Ration pro Tag beträgt 1'875 Kalorien, was 79% der aus Gesundheitsgründen empfohlenen Menge entspricht. Was können Sie tun?

Der Hunger ist in der Tat seit vielen Jahren ein zyklisch auftauchendes Problem in Burkina-Faso. Das widerspie-

gelt auch unsern Organisationsmangel und die geringe Beachtung der ländlichen Welt. Das Problem entspringt zudem einer ungenügenden Produktion als Folge der fortschreitenden Verschlechterung des Bodens, des Bevölkerungswachstums, aber auch des unregelmässigen und seltenen Regens. Dazu kommt noch die Spekulation. Wir stehen also einem Komplex von physischen und sozialpolitischen Problemen gegenüber, die man alle gleichzeitig lösen muss. Wir gedenken, technische und politische Massnahmen zu ergreifen, damit die Landwirtschaft nicht mehr eine zufallsbedingte Erscheinung darstellt, sondern zu einer Quelle des Reichtums wird. Wir wollen von der Sicherung der Ernährung zur Selbstversorgung voranschreiten, um eines Tages eine Macht im Nahrungsmittelsektor zu werden.

Ein ehrgeiziges Programm; wie wollen Sie es realisieren?

Zunächst handelt es sich darum, die ländliche Welt dafür zu interessieren, sie für die Produktion zu organisieren, indem wir sie auf technischer und organisatorischer Ebene unterstützen. Ein Beispiel: die Getreidevermarktung war früher völlig anarchisch, zur Freude der Spekulanten und zum Unglück der Konsumenten. Wir kennen Abertausende von Bauern, die in der schwierigen Übergangszeit zwischen zwei Getreideernten ihre Felder Wucherern und Kapitalisten jeglichen Kalibers überlassen haben. Diese konnten so auf bessere Zeiten spekulieren. Als Gegenmassnahme haben wir den Boden nationalisiert.

Über 90% der Bevölkerung lebt auf dem Land. Die Lage ist ausserordentlich schwierig: schlechter Boden, Mangel an Kulturland, zuwenig Wasserstellen. Wie sieht Ihr Plan für die ländliche Entwicklung aus?

Die Entwicklung geht über die Lösung unterschiedlicher Probleme. Zuerst müssen wir das Wasser in den Griff bekommen; wir bauen gegenwärtig zahlreiche kleine Rückhaltebecken, kleine Dämme. Aber wir müssen auch die Produktionsfaktoren beherrschen lernen, anspornende Absatzmöglichkeiten schaffen, eine Nahrungsmittelindustrie auf die Beine stellen, die fähig ist, die Produktion aufzunehmen und ihre Produkte zu konservieren; die Verteilung vor Ort muss verbessert werden, um saisonalen oder regionalen Mangel zu verhindern. Schliesslich, warum auch nicht, wollen wir die Exportmöglichkeiten auf andere Märkte erweitern.

Wir bevorzugen nicht grosse industrielle Einheiten. Eure Automatisierung beseitigt nur Arbeitsplätze und erfordert die Mobilisierung grosser Kapitalien, über die wir nicht verfügen. Schliesslich stellt sich auch das Problem der Aufrechterhaltung dieser Technologie. Ein einziges fehlendes Ersatzteil kann uns zwingen, ein Flugzeug nach Europa zu schicken, weil es bei uns kein Ersatzteil gibt.

Sie beabsichtigen eine Erhöhung der Produktion von Nährpflanzen?

Bei den Zitrusfrüchten, dem Gemüseanbau, der Viehzucht bietet unser Land Möglichkeiten, die zusammen mit dem Know-How der Leute, die sich anderswo schon in solche Aktivitäten gestürzt haben, sehr schöne Resultate zeitigen können. Wir sind nicht gegen das private Unternehmertum, wenn es unsere Ehre, unsere Würde und unsere Unabhängigkeit nicht beeinträchtigt. Wir hätten

nichts einzuwenden, falls jemand von aussen sich mit Burkinabés (im öffentlichen oder privaten Sektor) zusammentäte, um sich an der Entwicklung des Landes zu beteiligen.

In welchem Tempo wollen Sie dies alles anpacken?

In einem uns entsprechenden. Wir ziehen bei weitem kleine Einheiten im Bereich von Industrie und Handwerk vor: Manufakturen, Werkstätten, welche Arbeitskräfte mit kurzer Ausbildungszeit beschäftigen. Wegen ihrer geringen Grösse können sie sich näher bei den Anbauzonen ansiedeln. Wir ziehen die „Töff-Töff“-Maschinen den elektronischen vor.

Sie bauen Bohnen an; dies ist aber eine Exportkultur, die stark von internationalen Zufälligkeiten abhängt..

Auch etwas Schlechtes hat seine guten Seiten. Die Bohnen sind für uns in der Tat ein Problem, welches für sich das Verdienst in Anspruch nehmen kann, die Realitäten der kapitalistischen Welt blosszustellen, aber auch das Bild, das man sich im Ausland von unserer Revolution macht. Über diesen Umweg konnten wir die Pressure-Groups entlarven, die Burkina-Faso um jeden Preis im Schoss der Abhängigkeit halten wollen, die mit einem bestimmten Typ von Exportwirtschaft verbunden ist.

Können Sie uns dazu konkrete Beispiele geben?

Die grünen Bohnen werden in der Gegend von Kougas-si angebaut, und zwar seit langem. Es ist eine recht gute Produktion, die in Europa, besonders in Frankreich, regelmässig Absatz fand. Dies wohl gemerkt in Verbindung mit Fluggesellschaften: UTA (Union de Transport aérien), eine französische Gesellschaft, Air Afrique, eine

multinationale afrikanische Gesellschaft, die aber im wesentlichen von Frankreich kontrolliert wird. 1984 stellten wir fest, dass die Bohnenkulturen trotz mittelmässiger Regenfälle zwar prächtig gediehen, aber die Fluggesellschaften sich weigerten, die Ernte zu übernehmen. Bohnen sind verderblich. So kamen täglich um die dreissig Tonnen Bohnen nach Ouagadougou, aber wir konnten höchstens 20 Tonnen exportieren... Resultat: in weniger als einer Woche fingen auf dem Flughafen über 400 Tonnen Bohnen an zu faulen, denn wir hatten keine Lokalität, um sie zu lagern und zu konservieren. Die Fluggesellschaften behaupteten, dass sie wegen anderer Flüge ausgelastet gewesen seien. Wir meinen aber, dass, wenn es eine Zusammenarbeit zwischen uns und den Fluggesellschaften (insbesondere der Air Afrique, an welcher wir als souveräner Staat beteiligt sind) geben soll, diese in-stande sein sollten, Opfer zu bringen: etwa bestimmte Vergnügungsflüge ausfallen zu lassen, um die Einkommen jener armen Bauern zu sichern, die Blut und Wasser geschwitzt haben, um die Bohnen zu pflanzen, die auch bewiesen haben, dass sie etwas können.

Abgesehen davon werden unsere Bohnen in Europa sofort als Produkte zweiter Qualität klassiert. Doch wir wissen sehr gut, dass diese Bohnen anschliessend aufbereitet werden und unter einem andern Markennamen auf den Markt kommen. Es handelt sich hier einfach um Erpressung der primitivsten Art. Wir können die Bohnen ja nicht mehr zurücktransportieren und müssen sie zu jedem Preis verschleudern.

Glauben Sie, dass diese Situation politische Hintergründe hat?

Es gibt auch Gründe dieser Art. Ein systematischer Boykott der Exporte aus Burkina-Faso ist organisiert worden, um uns wirtschaftlich zu erdrosseln und uns Schwierigkeiten mit den Bauern einzubringen.

Ist dies das einzige Beispiel?

Bestimmt nicht. Nehmen Sie zum Beispiel das Vieh. Unser Land ist ein grosser Viehexporteur, jedoch haben wir gegenwärtig auch hier Probleme. Man weigert sich, uns das Vieh abzukaufen, oder man stellt so unakzeptable Bedingungen, dass wir selbst den Export ablehnen müssen.

Aber es finden auch Boykotte auf dem Importsektor statt. Vor allem für Materialien, die wir dringend brauchen. Druck wurde ausgeübt, damit wir nicht Zement einführen konnten, der für Arbeiten im Interesse der Allgemeinheit benötigt wird. Man weiss genau, dass die Weigerung diese Materialien zu liefern, unausweichlich eine Menge von Arbeitern auf unsere Baustellen gegen uns aufbringen wird, weil sie uns für Demagogen halten werden. Wir haben sowohl bei den einen wie den andern Informations- und Goodwill-Touren durchgeführt, um zu erläutern, dass sich unsere Revolution gegen kein Volk richtet und es keinen Grund gibt, uns anzugreifen. In Zukunft sehen wir uns aber gezwungen, solch provokatorische Verhaltensweisen als „casus belli“ zu betrachten.

Sind diese Blockaden nicht Ihrer internationalen Positionen wegen entstanden?

Sie haben recht. Unsere Positionen sind nicht überall auf Beifall gestossen; aber wir sind hier in einem Dilem-

ma: entweder wir verschweigen unsere Positionen, die wir für richtig halten, wir lügen also bewusst, um in die Gunst jener zu gelangen, die uns helfen können, um unsere heiklen und mächtigen Partner zu befriedigen; oder wir sagen die Wahrheit, in der tiefen Überzeugung, dass wir so unserm Volk und andern dienen.

Wird in Europa gestreikt, sind nicht wir es, welche die betroffenen Arbeiter angestachelt haben, in solcher Weise gegen diesen oder jenen Industriellen vorzugehen. Nein. Aber wir wissen, dass dabei die legitimen Interessen der Arbeiter verteidigt werden. Man muss solidarisch sein können, obwohl es in keinem direkten Zusammenhang mit uns steht.

Ein drängendes Problem in Burkina-Faso ist die langsame, aber unausweichliche Umweltzerstörung. Was können Sie tun, um das Übel an der Wurzel zu packen?

Die afrikanischen Gesellschaften, die einen jähen Bruch mit ihrer Kultur erleben, passen sich nur sehr schlecht ihren neuen Verhältnissen an. Diese erforderten ganz andere wirtschaftliche Massnahmen. Die Bevölkerung ist gewachsen; die Bedürfnisse ebenfalls, und die natürliche Welt, an die wir gewöhnt waren (Ausbreitung der Wälder, Sammlerkultur, usw.), existiert immer weniger.

Wir sind zu grossen Raubbauern geworden. Ein Beispiel: Der jährliche Verbrauch an Brennholz entspricht, würde man es auf herkömmliche Transportkarren laden, einem Konvoi, dessen Länge das 4,5-fache der Distanz zwischen dem nördlichsten und dem südlichsten Punkt von Afrika ausmacht. Kann man zulassen, dass die Leute solche Verwüstungen anrichten? Aber kann man es ihnen handkehrum verbieten, wenn man weiss, dass das Holz hier die wichtigste Energiequelle darstellt? Wir stehen

vor neuen Bedürfnissen, vor einem neuartigen demographischen, soziologischen Druck, und wir haben die richtigen Mittel, um ihm zu begegnen, nicht gefunden.

Anderswo hat die Entwaldung auch zu Verwüstungen geführt, aber es war möglich, wieder aufzuforsten und vor allem Ersatzprodukte zu finden. Wir aber besitzen nur diese einzige Energiequelle. Heute müssen wir ständig jedem die Pflicht in Erinnerung rufen, die Natur sich regenerieren zu lassen und sie zu pflegen. Der galoppierende und katastrophale Vormarsch der Wüste, dessen Auswirkungen die Bewohner nun zu spüren bekommen, hilft uns bei der Beweisführung.

Die zu erklären, zu überzeugen versuchen, ist eine Sache, aber welche praktischen Massnahmen sind zu ergreifen?

Nachdem wir dieses Phänomen, seine Gründe und Erscheinungsformen, detailliert analysiert haben, sind wir zum Schluss gekommen, dass es für uns nur eine Lösung gibt: drakonische Massnahmen. Sie sind deswegen drakonisch, weil sie das betreffen, was die Leute für ihre unmittelbare Freiheit halten, aber wir meinen, dass wir damit auf längere Sicht die kollektive Freiheit sichern. Wir haben daher eine Kampagne lanciert, die wir „die drei Kämpfe“ nennen...

Zunächst verbieten wir den wilden und anarchistischen Kahlschlag. Der Holzschlag muss in einem von Spezialisten genau umschriebenen Umkreis vorgenommen werden, und zwar derart, dass eine gewisse Regulierung möglich ist. Sie können nicht einfach Holz schlagen, nur weil es wenige Meter von ihnen weg wächst. Sie werden sogar, falls nötig, fünf Kilometer gehen, weil sich dort eine ausreichende Menge Holz befindet.

Um der Situation Herr zu werden, haben wir den Transport von Holz untersucht, ausser für jene Fahrzeuge, die eine spezielle und klare Kennzeichnung haben, so dass sich die Zahl der Leute, welche Holzhandel betreiben, begrenzen, kontrollieren und schliesslich auf technischer Ebene leicht erfassen lässt.

Zweiter Kampf: wir haben die freie Weidehaltung der Tiere untersagt, neben dem Menschen die andere wichtige Ursache dieser anarchischen Zerstörung. Auch hier haben wir sehr drakonische Entscheide fällen müssen, ich gebe das zu, aber man kann nichts ausrichten, solange man nicht mit rigorosen Schemas gegen die herkömmliche Mentalität vorgeht. Wir haben beschlossen, dass man ohne weitere Umstände jedes Tier töten kann, das beim Fressen von Pflanzungen erwischt wird. Damit wollen wir die Viehzüchter zwingen, rationellere Methoden anzuwenden. Gegenwärtig ist unsere Form der Viehzucht noch sehr beschaulich. Man ist zufrieden, 5'000 Tiere zu haben, ohne sich über deren Ernährung den Kopf zu zerbrechen, selbst um den Preis der Verwüstung von Feldern anderer oder von Wäldern, wo die allerjüngsten Triebe abgefressen werden. Jeder ist auf egoistische Weise stolz auf seine grosse Anzahl Rinder. Diese Tiere bringen in Wirklichkeit selbst in grosser Zahl keinen grossen Reichtum, weder vom Gewicht, noch von der Milch oder Arbeitskraft her. Sie sind von kümmerlicher Gestalt.

Man muss die Züchter dazu bringen, sich die Frage zu stellen: „Wieviel kostet mich meine Aufzucht und welches ist der optimale Viehbestand, um den grössten Ertrag und den kleinsten Aufwand zu haben?“

Aber riskieren Sie mit solchen Mitteln nicht, einem Missbrauch Vorschub zu leisten?

Es gab in der Tat, ich muss das eingestehen, schmerzhafteste Beispiele von Viehzüchtern, die ins Unglück gestürzt wurden, weil Pflanzer ihre Tiere getötet haben. Sie haben den Eindruck, in eine Falle geraten zu sein, da boshafte und hinterlistige Bauern ihre Pflanzungen mit Absicht in der Nähe der Tiere anlegen und diesen dann mit dem Knüppel in der Hand auflauern. Wir müssen solche Dinge durchstehen. Ich weiss, dass ich nicht über das Patentrezept verfüge, aber auch wenn meine Entschiede nur zu 60% richtig sind, fälle ich sie. Und in dieser Frage hegen wir nach meiner Ansicht über diesem Prozentsatz.

Verbote und Zwang, gibt es auch ein konstruktives Vorgehen?

Da ist die Wiederaufforstung, ein positiver Akt zur Wiederbelebung der Natur. Wir haben verfügt, dass alle Städte, alle Dörfer einen Waldbestand haben sollen. In der afrikanischen Tradition gibt es eine Form von Naturschutz, ein sozio-ökologisches System: der heilige Wald.

Dort wurde eine bestimmte Zahl von Riten vollzogen, vor allem Initiationsriten. Aus mythologischer und animistischer Sicht hatten diese Wälder eine angebliche Macht, welche sie beschützte. Aber zum gleichen Zeitpunkt, wo diese Werte dem Modernismus weichen mussten, einer Art Cartesianismus und selbst anderen Religionen, zur gleichen Zeit versagte der Schutz und damit verschwanden diese Wälder. Der Schutzschild, den sie bildeten, zerbrach, und der Vormarsch der Wüste fand natürlich noch schneller statt.

Das ist einer der Gründe, weshalb wir solche Wälder schaffen. Und obwohl es uns nicht gelingen wird, ihnen ihren früheren religiösen Inhalt zu verleihen, versuchen wir, ihnen einen gleichwertigen Gefühlswert zu geben. So wird jedes glückliche Ereignis durch das Pflanzen eines Baumes gekennzeichnet: eine Taufe, eine Hochzeit, eine Zeremonie.

Am 3. August hat es eine Ordensverleihung gegeben. Die Empfänger gingen, nachdem sie alle beglückwünscht hatten, mit ihren Eltern und Freunden Bäume pflanzen. So wird es nun jedes Jahr sein. Und wenn nur 15% dieser Bäume überleben, wäre dies schon ein Ereignis.

Wären nicht auch bessere Herde ein Mittel, den Holzverbrauch zu senken?

In den vergangenen Jahren haben wir sehr viel von verbesserten Herden gesprochen. Wir sind plötzlich von Hunderten von Millionen, ja Milliarden unterstützt worden, um die Popularisierung verbesserter Herde zu fördern. Zunächst die grundlegende Forschung, dann die angewandte Forschung, dann die Popularisierung. Aber wir erzielten erst Fortschritte, als das Holz bereits rar geworden war. Als dringendstes brauchen wir Lösungen, Mittel, um mit diesen wertvollen Ressourcen sparsam umzugehen. Und endlich interessieren sich die Frauen dafür. Man hat gesagt, die Entwicklung der Landwirtschaft in Burkina-Faso sei nur in einem glücklichen Zusammenspiel von Viehzucht und Anbautechniken möglich, aber eine Integration der Viehzucht kann kaum gelingen, wenn der Viehzüchter nicht selbst die Haltung des Bauern übernimmt. Jetzt muss die Viehzucht rentabler werden, die Viehzüchter müssen nicht nur die Milch, das Fleisch, die Knochen und den Mist verkaufen, sondern

auch die Arbeitskraft der Tiere, welche während des ganzen Jahres da sind. Aus reiner Notwendigkeit schaffen wir einen positiven Produktionsrhythmus.

Sehr oft in Ihren Reden, auch in diesem Gespräch, benützen Sie Symbole.

Diese pädagogische Form gehört zu unserer Welt. Wie Sie sicher bemerkt haben, reden wir nicht nur sehr viel, geben sehr lange Antworten, sondern wir neigen tatsächlich zu Symbolen. Denn unsere Reden richten sich an Zuhörer, die einer afrikanisch-oralen Zivilisation entstammen, wo man sich seinem Gegenstand in vielen Windungen annähert.

Ich, der am meisten vor Bauern sprechen muss, überlasse meinen Geist dieser Form des Dialogs, der Debatte und des Meinungsaustauschs, und bewundere das Feuer jener, die andere Formulierungen benützen. Sie antworten kurz, prägnant und strukturiert, auch ohne schriftliche Vorlage. Ihre Fähigkeit rührt von der Natur der Zuhörerschaft her, der sie im allgemeinen gegenüberstehen. Wenn Sie zu Akademikern sprechen, sind Sie nicht gezwungen, Ihre Sache während Stunden und Stunden zu erörtern, wie wir es hier tun. Überspitzt gesagt, misstrauen wir in Afrika denjenigen, die journalistische Antworten geben; das sind Politprofis, nicht Leute des Volkes.

Die Zustimmung des Volkes

Offensichtlich ist heute die Schonzeit vorüber, welche dem 4. August 1983 folgte; in welcher Phase befinden Sie sich jetzt, nach Ihrer Meinung?

Merkwürdigerweise gibt es heute weniger Torheit, es ist auf jeden Fall einfacher, zu überzeugen. Das Phänomen

hat seinen Neuigkeitswert verloren, und, von einem gewissen Gesichtspunkt her, auch seinen Glanz („den bezaubernden Glanz“). Die Revolution ist unser normaler Rhythmus geworden. Als wir uns im Mai 1984 begegneten, teilte sich Ihnen meine Überzeugung mit, dass wir nach der euphorischen Mobilisierung daran denken müssen, das Bewusstsein der Massen zu mobilisieren. Jetzt sind wir soweit.

Ohne Unruhen, ohne Übergangsphase?

Es hat zwischen diesen beiden Phasen eine kurze Übergangsperiode gegeben, eine Zeit der Unschlüssigkeit, des Zweifels, ja sogar der Verzweiflung. In diesem Augenblick haben viele gesagt: „Nach den grossartigen und demagogischen Reden erweisen sie sich als unfähig, die Geschicke des Landes zu leiten.“ Alle Entscheide, die wir treffen wollten, stiessen auf Feindseligkeit, ob organisiert oder nicht, ob bewusst oder nicht. Aber zum Glück für uns ging diese Periode sehr rasch vorbei und wir konnten eine grosse Zahl von Beschlüssen, die zunächst kühn erschienen haben, von Anfang bis Ende ausfahren.

Die Vorteile, die Errungenschaften wurden erkannt. Jetzt herrscht nicht mehr Euphorie, diese scheinheilige Euphorie vor, sondern ein bewusster Enthusiasmus, weniger überschwenglich, das aber ist die beste Unterstützung für uns und erlaubt uns, weitere Entscheidungen zu fällen.

Ein Beispiel: wenn Sie die gesamte Funktionärsklasse eines Landes auffordern, Sport zu treiben, und zudem sagen, dass Sie sich persönlich vom Fortschritt jedes Einzelnen überzeugen werden, ist dies ein Entscheid, der Mut erfordert. Sie mögen ja von der wohltuenden Auswirkung körperlicher Betätigung überzeugt sein, aber es

ist nicht einfach, dies jemandem beizubringen. Doch die Leute haben es gemacht.

Alle?

Nein, sie werden hie und da Leute finden, die sich weigern, oder die sagen: „Das wäre wirklich nicht nötig.“ Es handelt sich vor allem um Kleinbürger, die Anstrengungen fürchten. Aber die Gesamtheit akzeptiert es. Die Leute haben keinen Streitpunkt daraus gemacht, sie sagen sich, dass wir schon wissen, was wir machen. Heute ist Volkssport wirklich zur Sitte geworden.

Manche sprechen dennoch von einem sinkenden Enthusiasmus, von einer Demobilisierung...

Wir besitzen nicht mehr diese Ungewöhnlichkeit, die bezaubert und verführt. Die Ausrichtung ist schon bekannt, einige Geister mögen gar zum voraus erraten, was gemacht oder gesagt wird, und zwar ziemlich genau. Die Leute lieben die Revolution immer noch, aber der Bekehrungseifer gehört der Vergangenheit an.

Unglücklicherweise haben einige schlecht unterrichtete Beobachter behauptet, dies käme einem sinkenden Enthusiasmus, einer Demobilisierung etc. gleich. Aber das ist nicht wahr.

Weiss Thomas Sankara noch, was im Lande vor sich geht, kennt er das Verhalten dieses oder jenes Funktionärs' der seine Macht missbraucht, weiss er von jenem CDR, dessen Vorgehen ein Quartier terrorisiert?

Es ist jetzt 22 Uhr. Wenn wir dieses Gespräch beendet haben, gegen Mitternacht, gehe ich bis fünf Uhr morgens in ein Dorf. Man muss sich Zeit nehmen, um den Leuten zuzuhören, sich bemühen, alle zu verstehen, sogar jene,

die nicht empfehlenswert sind. Man muss Beziehungen jeder Art aufrechterhalten, zu den Jungen, zu den Alten, den Sportlern, den Arbeitern, den grossen Intellektuellen, den Analphabeten. So erhält man eine grosse Menge von Informationen und Ideen. Deshalb meine ich, wenn einer aus der Führung sich ans Publikum wendet, muss er es so machen, dass sich jeder angesprochen fühlt. Wenn er gratuliert, soll jeder das Gefühl haben, er sei persönlich gemeint. Wenn er kritisiert, muss jeder sich in dem, was getadelt wird, wiedererkennen können, wissen, dass er eine derartige Handlung vollbracht hat; jeder muss sich so fühlen, als ob er ausgezogen worden sei, sich darüber schämt und sich deshalb entschliesst, in Zukunft die gleichen Fehler zu vermeiden. So können wir uns gemeinsam unsere Irrtümer bewusst machen und nochmals von vorne anfangen. Ich bin gezwungen, mich zu informieren, ich bin gezwungen, das Protokoll zu verletzen und in gewissen Augenblicken bin ich auch gezwungen zu sagen, dass ich etwas gelernt habe und eine bestimmte Situation verurteile. Das nimmt einen mit.

Ich bin selbstverständlich nicht über alles auf dem Laufenden, umso mehr als es Leute gibt, die zögern, zu mir zu kommen, um zu reden, die mich für unzugänglich halten. Wir müssen die Geste, die uns gegenseitig näherbringen, vervielfachen.

Pro Woche antworte ich mindestens auf fünfzig persönliche Briefe, in denen man mir die unglaublichsten und unlösbarsten Fragen stellt, die ich mit vorstellen kann; aber wir halten die Beziehungen aufrecht. Ich bin sehr froh, wenn mir die Leute zu Problemen, die ich aufgeworfen habe, Vorschläge machen. Auch wenn wir ihre Lösung nicht immer berücksichtigen können.

Welche Mittel für ein systematischeres Vorgehen fassen Sie ins Auge? Es scheint sehr schwer zu machen sein, dass Sie nicht überfordert sind.

Wir richten nächstens eine Struktur des CNR ein, um dem zu begegnen. Aber vor allem ist es nötig, jeden davon zu überzeugen, dass er klagen kann, dass seine Klage vielleicht geschätzt, sicher aber mit gleicher Aufmerksamkeit studiert, mit der gleichen Wichtigkeit behandelt wird, welche Macht auch immer wir demjenigen übergeben haben, der den Kläger schikaniert hat.

Wir müssen also Exempel statuieren, selbst wenn es sich um unsere eigenen Verwandten handelt.

Beabsichtigen Sie im Lauf des Prozesses, den Sie eingeleitet haben, die Schaffung zum Beispiel, einer Einheitspartei, und wenn ja, in welchem Moment?

Die Zukunft führt uns in Richtung einer viel besser ausgearbeiteten Organisation als die gegenwärtige Massenmobilisierung, welche notwendigerweise viel weniger selektiv ist. In Zukunft könnte durchaus eine Partei das Licht der Welt erblicken, aber wir wollen unser Denken und Hauptinteresse nicht auf die Vorstellung der Partei konzentrieren. Das könnte gefährlich sein. Man würde sie schaffen, um dem revolutionären Kanon zu entsprechen („eine Revolution ohne Partei hat keine Zukunft...“), oder um dieser oder jener Internationale anzugehören, deren Beitrittsbedingungen sie als sine qua non verlangen...

Aber eine Partei zu schaffen, nur weil die Führer das wollen, öffnet jeder Art von Opportunismus die Tür. Eine Partei braucht Strukturen, eine Leitung, Verantwortliche. Wen können Sie dafür nehmen, wenn nicht die, welche zwar da, aber nicht unbedingt die kämpferischsten Revolutionäre sind? Viele Leute würden sich auf die Partei

berufen, um sich eines Postens versichern zu können, etwa so, wie wenn in einer Regierung die Ministerien verteilt werden. Einige wollen diese oder jene Ämterverteilung welche für sie selbst auch einen Posten vorsehen würde. Man muss die opportunistischen Versuchungen einer massgeschneiderten Partei vermeiden, also ist es heikel, nach der Machtübernahme eine Partei zu gründen.

Im übrigen hat eine Partei den Nachteil, dass sie zu restriktiv wird, zu selektiv im Hinblick auf eine Massenmobilisierung. Von dem Augenblick an, wo Sie sich nur noch auf eine Minderheit stützen, sind die Massen vom Kampf, den Sie führen, abgeschnitten.

Die Bedingung wäre, dass die Partei die Rolle der Führerin, der Wegweisern, des Avantgarde-Elementes spielt, dass sie die ganze Revolution anführt, in den Massen verankert ist und sich deshalb aus seriösen Elementen zusammensetzt, die Autorität besitzen und ohne Zweideutigkeiten, nur durch ihr Verhalten überzeugen können.

Aber zuvor muss man die Leute ohne Partei kämpfen, die Waffen ohne Partei führen lassen, sonst geraten wir in die Nomenklatur.

Bald bricht das dritte Jahrtausend an. Meinen Sie, dass wir eine Renaissance der kontinentalen Front erleben werden? Werden wir uns in der gleichen Lage wie 1966 in Havanna befinden, und wird jeder revolutionäre Nationalismus fortfahren, ohne Zusammenhalt mit andern und ohne supranationale Einheit zu agieren?

Schwierig, dies vorauszusagen. Aber ich glaube, dass wir uns immer mehr auf einen Zusammenhalt zubewegen. Wir müssen optimistisch sein, denn es ist nur natürlich und menschlich, dass in einer Epoche, wo Staaten und Unabhängigkeitserklärungen wie Pilze aus dem Bo-

den schießen, jeder mehr darum bemüht ist, seine neue Macht auszukosten, als die globale Entwicklung eines Modells zu erfassen. „Jeder schreibt Bücher in allen Farben...“ aber das wird sich ändern.

Sicher waren die Vorfahren mehr oder weniger gezwungen, auf diese Weise zu handeln, um eine bestimmte Richtung anzugeben, auch wenn sie manchmal dem Messianismus verfielen. Aber wie man mehr und mehr von einer universellen Zivilisation spricht, wird man auch von einer universellen Revolution sprechen. Denn lange Zeit hat der Imperialismus weltweit eine Internationale der Vorherrschaft und der Ausbeutung organisiert, aber es gibt keine Internationale der Revolution, keine Internationale des Widerstandes gegen die Unterdrückung. Sicher, es gab Versuche, die drei Internationalen, und man spricht sogar von der Vierten.

Die Führer als solche werden Schritt für Schritt den organisierten Massen Platz machen, besonders dank der Kommunikationsmittel, die Schranken niederreißen und Distanzen verkleinern; dank einer Nivellierung der Kulturen auch, die bewirkt, dass wir die Dinge fast auf die gleiche Weise empfinden. Die gegenwärtigen Führer werden also den Massen den Vortritt überlassen.

Die Alphabetisierung, der Zivildienst

Wie wollen Sie das Problem der Alphabetisierung beseitigen?

Wir denken, sowohl den Inhalt als auch das Gefäß der Erziehung in Angriff zu nehmen. Als der Kolonisator Schulen eröffnete, tat er dies nicht mit der Absicht eines Mäzen oder Philanthropen, sondern seine Sorge war eher, geeignete Angestellte zu fabrizieren, die in seinem Aus-

beutungssystem nützliche Posten einnehmen konnten. Für uns geht es heute darum, der Schule eine neue Bedeutung zu geben, damit sie neue Menschen formt, die Vorstellungen kennenlernen, sie geistig verarbeiten, sich harmonisch und mit Haut und Haaren in die Bewegung und Dynamik ihres Volkes einfügen.

Aber besteht die Hauptsorge nicht darin, die Schule zu demokratisieren?

Tatsächlich sind bisher nur Privilegierte zur Schule gegangen. Die Schule zu demokratisieren heisst, überall Klassen einzurichten. Gegenwärtig hat sich das Volk mobilisiert, um diese Aufgabe zu erfüllen, und es macht dies mit einem solchen Eifer, dass sogar die Kapazitäten der Regierung bezüglich der technischen Ausstattung überfordert sind. Für unseren Geschmack geht es zu schnell, aber wir haben nicht vor, sie auf einem solch guten Weg zu behindern.

1984 sind 1'500 Volksschullehrer, die der Gewerkschaft SNEAHV (Syndicat national des enseignants africains de Haute-Volta) gehören, entlassen worden. Kann man sich den Luxus eines solchen Beschlusses leisten angesichts einer Analphabetenrate von über 90% der Bevölkerung?

Sie sind entlassen worden, weil sie einen Streik führten, der in Tat und Wahrheit eine subversive Bewegung gegen Burkina-Faso darstellte. Wir haben ihnen damals sehr klar gesagt: „Führt diesen Streik nicht durch, denn es ist Teil eines Destabilisierungsplanes, der zugleich auf Ghana und unser Land abzielt.“ Das Datum dieser koordinierten Aktion stand schon fest. In unserem Nachbarland sollte gleichzeitig ein Staatsstreich stattfinden und bei uns

eine Reihe von Streiks. Wir waren darüber informiert und hatten unsere Vorkehrungen getroffen.

Wissen Sie, in Burkina-Faso waren es immer Streiks, die ein Regime an die Macht brachten oder stürzten. Wir haben der Öffentlichkeit eine Anzahl von Beweisen vorgelegt, aber nicht alle, aus Angst, bestimmte Informationsquellen zu verraten; und wir haben die Lehrer aufgefordert, ihre Bewegung aufzugeben. Parallel, an diesem gleichen Tag, Freitag den 23. März, organisierte eine französische Fernsehstation eine Sendung, die einem Oppositionellen aus Burkina-Faso gewidmet war. Das Manöver war einfach zu durchschauen. Es ging darum, diesem Mann wieder auf die Beine zu helfen, ihm einen gewissen Status zu verleihen. Also ein doppeltes Manöver, diese Sorte Mensch wieder in den Sattel zu hieven und im Innern des Landes zu destabilisieren.

Im Übrigen haben wir die wichtigsten Drahtzieher verhaftet, welche 250'000 Dollar erhalten haben, um Wind für die Unterstützung der Aktion zu machen. Im Verlauf dieser Operation hatten die Sicherheitsagenten auch einen Gewerkschafter verhaftet, der nach unseren Informationen nicht in die Sache verwickelt war. Wir liessen ihn ganz einfach wieder frei, denn er hatte in guten Treuen aus gewerkschaftlichen Gründen protestiert, hatte aber mit dem Komplott selbst nichts zu tun.

Aber warum haben Sie sich mit den Lehrern angelegt?

Wir sind nicht gegen die Lehrer, sondern gegen das Komplott, das sich der Lehrer bedienen will. Denn die Partei hinter dem Komplott besteht hauptsächlich aus Volksschullehrern, Sekundarlehrern und selbst aus Universitätsprofessoren. Sie hat ihre Stosstrupps in den Kampf gegen unser Regime geschickt, das sie seit dem 4.

August 1983, seit seiner Geburt, verurteilt. Wir haben deshalb unsere Drohung wahr gemacht, weil es uns äusserst bedenklich erschien, dass diese Lehrer sich wie eine Herde Schafe führen liessen; obwohl sie eine grosse Verantwortung wahrzunehmen haben, waren sie unfähig, sich selbst zu bestimmen.

Angesichts der Dringlichkeit der Aufgabe kann man nur schlecht verstehen, dass Sie Ihre Haltung nicht nochmals überprüfen.

Wir werden uns die Zeit nehmen, all die Fälle jener zu prüfen, welche schriftlich Reue bekundet haben. Aber es kommt nicht in Frage, dass wir die Ausbildung der Kinder Burkina-Fasos unverantwortlichen Leuten anvertrauen. Doch wir haben die Türe nicht zugeschlagen. Wir stellen sie nach und nach wieder ein, je nachdem, wie wir ihr Verhalten an Ort und Stelle wie auch ihren aufrichtigen Willen einschätzen, einen ihrer Verantwortung gemässen Charakter zu entwickeln. Viele von ihnen werden gerade wieder eingestellt oder sind auf dem Weg dazu.

Wer hat sie in der Zwischenzeit ersetzt?

Wir haben sie durch andere mit dem gleichen Bildungsniveau ersetzt. Leute, die wir gerufen haben und denen wir ein Minimum an Schulung gaben (im besonderen auf ideologischer Ebene). Es kommt nicht in Frage, dass auf dem Buckel des Volkes eine Erpressung stattfindet. Man hatte die Erziehung der Kinder Burkina-Fasos als Geisel genommen, um uns zum Rücktritt zu zwingen.

Aber jetzt wendet man 16% des Budgets auf, damit 20% der Kinder zur Schule gehen können; welche Massnahmen müssen ergriffen werden, um bessere Resultate zu erreichen?

Tatsächlich würden nicht einmal 100% des Budgets ausreichen, um alle Kinder einzuschulen. Wir müssen somit einen Aufruf für andere Unterrichtsformen machen, die nichts mit den klassischen Schemen der Schulung zu tun haben. Eine solche Kampagne wird bald gestartet. Wer lesen kann, wird die Pflicht haben, einer bestimmten Anzahl von Leuten das Lesen beizubringen, widrigenfalls werden wir ihn dazu zwingen.

Aber wie? Mit einer Art Zivildienst?

Es wird auf nationaler Ebene eine grosse Kampagne geben. Wir werden überall hingehen müssen. Im übrigen bin ich davon überzeugt, dass alle Probleme zwischen Menschen Kommunikationsprobleme sind. Wenn Sie sprechen und man erfasst nicht genau, was Sie sagen wollen, sind immer Fehler möglich. Wir brauchen Non-Konformismus. Sie werden sehen.

Heisst das, allgemeiner gesprochen, dass Sie vorhaben, einen Zivildienst zu schaffen?

Wir wollen in der Tat den ganzen Militärdienst neu gestalten. Er ist gegenwärtig obligatorisch und dauert 18 Monate. Aber aufgrund unserer eingeschränkten Mittel erreichen wir nur zwei Prozent der mobilisierungsfähigen Jahrgänge. Hier bildet die Armee einen Ausweg, eine sichere Anstellung. An den Rekrutierungsstellen gibt es ein derartiges Gedränge, dass wir verglichen mit Europa gerade eine umgekehrte Situation kennen.

Ich erinnere mich, als ich mit französischen Offizieren zusammen in der Ausbildung war, hatten wir Kurse, in denen man uns mit den angemessenen Mitteln versah, damit wir die jungen Leute dazu bringen konnten, das militärische Leben zu akzeptieren. Doch für uns, in meinem Land, handelt es sich darum zu wissen, wie wir den grössten Teil zurückweisen können.

Aber was wollen Sie ändern und mit welchem Ziel?

Wir werden die Dienstzeit verlängern. Sie wird nicht mehr 18 Monate, sondern zwei Jahre dauern. Im Verlauf dieser Zeit muss selbstverständlich das Waffenhandwerk gelernt werden, aber drei Viertel der Zeit werden der Produktion gewidmet sein. Zunächst weil wir der Meinung sind, dass die Verteidigung des Volkes Sache des Volkes ist. Es muss fähig sein, sich zu mobilisieren und es muss über die notwendigen Waffen verfügen, denn wir haben zahlreiche Feinde.

Wir denken auch, dass es ausser Frage steht, die Landesverteidigung einer Minderheit anzuvertrauen, so spezialisiert diese auch sein mag. Das Volk verteidigt sich selbst. Das Volk entscheidet sich, Frieden zu schliessen, wenn es den Krieg nicht weiterfahren kann oder will. Es entscheidet ebenfalls, was die Armee sein soll.

Und konkret?

Wir wollen keine Kaste, die über den andern steht. Wir wollen mit dieser Logik brechen und ein paar Dinge ändern. Unsere Dienstgrade zum Beispiel, wir wollen sie ändern, damit die Armee im Volk gründet.

Und „in der Produktion arbeiten“, was bedeutet das?

Die in diesem Nationaldienst engagierten Leute werden ganz sicher in der Landwirtschaft arbeiten. Andere werden Unterricht erteilen oder medizinische Hilfe bringen. Wir werden es, wohl verstanden, nicht mit Doktoren der Medizin zu tun haben, sondern mit Männern, die ein Minimum an Kenntnissen der Hygiene und der Ersten Hilfe haben, um ihrerseits die Reflexe, welche Leben retten, weitervermitteln zu können. Eine einfache Überlegung. Das wird sehr viel wertvoller sein, als die Zahl der Ärzte zu verzehnfachen. In diesem Bereich gedenken wir nichts Neues zu machen.

Wir träumen davon, uns die Mittel zur Verfügung zu stellen, um verschiedene soziale Schichten in unterschiedlichen Altersstufen mobilisieren zu können, ein wenig wie in der Schweiz.

Aber über welche Qualifikationen werden diese Leute verfügen?

Das wird sehr heterogen sein. Doktoren der Medizin müssen sich, bevor sie in den öffentlichen Dienst eintreten, auf dem Land diesem Nationaldienst unterziehen. So werden sie Gelegenheit haben, das Volk von Burkina-Faso zu entdecken oder wiederzuentdecken. Wir werden sowohl hochrangige Akademiker wie einfache Bauern einberufen.

Für eine kleine Zahl wird es sogar möglich sein, während des Dienstes eine Lehre zu machen oder wenigstens die Grundzüge eines Handwerks zu erlernen: Landwirtschaft, Viehzucht, Bau.

Und für die, die gegenwärtig Dienst leisten?

Auch hier sind wir der Ansicht, dass die Armee eine Volksarmee ist, dass sie nicht in Ruhe und im Überfluss leben kann, der mit dem chronischen Elend unseres Volkes nicht zusammenpasse. Folglich müssen unsere Militärs täglich fühlen, was das Volk verspürt.

Es ist zum Beispiel nicht in Ordnung, dass die Soldaten regelmässig bezahlt werden, während die Zivilbevölkerung insgesamt diese Vergünstigung nicht kennt. Wir haben auch beschlossen, dass sie zusätzlich zu ihren rein militärischen, beruflichen und taktischen Aktivitäten am wirtschaftlichen Leben teilnehmen müssen. Wir haben die Losung ausgegeben, dass sie Geflügelfarmen bauen und Viehzucht betreiben sollen.

War das ein Befehl?

So könnte eine Verbesserung ihrer Ernährung erzielt werden, aber auch eine Entlastung des Geflügelmarktes von der Schicht regelmässiger Lohnbezüger, was, notwendigerweise, die Preise für die Zivilisten sinken liesse. Dann hat dies auch einen Antriebseffekt, denn wer sich auf Befehl seines Chefs oder aus eigener Initiative ein solches Verhalten zur Gewohnheit macht, wird auch zuhause damit fortfahren. So breitet sich die Bewegung aus.

Einige behaupten, dass sie das festgesetzte Ziel schon übertroffen haben. Wir verlangen nur soviel, denn Revolution bedeutet auch ein besseres Leben, besseres Leben und Glück für alle.

Die Frauen in Burkina-Faso

Das Gewicht jahrhundertealter Traditionen hat der Frau in Burkina-Faso die Stellung eines Lastesels zugeteilt. Das sind Ihre eigenen Worte in Ihrer Rede zur politischen Ausrichtung. Trotz dieser Erkenntnis ändert sich die Situation nur sehr langsam.

Die Frauen in Burkina-Faso stellen uns vor ein schwer zu lösendes Problem, denn ihre Befreiung ist keine leichte Aufgabe. Sie werden von Männern unterdrückt, die ihrerseits auch unterdrückt sind. Eine Art doppelter Unterdrückung also.

Die Frau steht um vier Uhr morgens auf und muss 15 Kilometer laufen, um verschmutztes Wasser zu holen, das für sie und ihre Kinder gefährlich ist. Sie kümmert sich dann um ihren Mann, der noch schläft, um die Küche, weckt die Kinder auf, füttert sie, geht aufs Feld, um an der Arbeit der Bauern teilzunehmen, bearbeitet zusätzlich noch ihr persönliches Grundstück und wenn es Nacht wird, räumt sie alles auf, treibt das Vieh heim. Sie trägt die Verantwortung für alles. Eine solche Frau ist mit 30, 35 Jahren ausgelaugt, sie ist wahrhaft zu einem „Lumpen“ geworden.

Wir alle haben Mütter, Ehefrauen, Schwestern, die in diesen Verhältnissen leben. Wir wissen, wovon wir sprechen.

Aber was tun?

Man muss ihnen die Verantwortung über ihr eigenes Schicksal geben, indem man ihnen gestattet, sich zu befreien. Also ist eine ganze Geisteshaltung von Grund auf zu überprüfen, und jeder Mann, der Sprechende selbstverständlich eingeschlossen, muss sich selbst infrage stel-

len und sich Rechenschaft ablegen über die Kluft zwischen dem, was er verkündet, wovon er auch überzeugt ist, und den Annehmlichkeiten, die ihm diese Unterdrückung bietet. Manchmal überrascht man sich dabei, wie man seinen Haushalt in eine Kaserne verwandelt und sich plötzlich in der Rolle des Kompaniefeldweibels sieht. Ich kämpfe gegen mich selbst, wie es alle Männer Burkina-Fasos auch tun sollten. Die Frauen meines Landes gehen mit sich ins Examen, ein wenig wie der Sklave, der so stark an einen Herrn gebunden ist, dass er nicht weiss, wie er es anstellen soll, seine Freiheit zu erlangen.

Dies ist den Frauen offensichtlich nicht eigen.

Das stimmt, aber man muss darauf achten, dass die Freiheit der Frau nicht in Extravaganzen, billige Zurschaustellung und Antikonformismus ausartet. Zur Hauptsache gilt es, ihr die Möglichkeit zu bieten, alles mit den Männern zu teilen.

Aber man muss auch so schwierige Fragen wie die der Klitorisbeschneidung angehen?

Ja, wir müssen unbedingt die sexuellen Verstümmelungen angehen. Bei uns sind sie eine Form, um die Frau zu erniedrigen, sie mit dem Siegel einer immerwährenden Minderwertigkeit zu versehen. Weil du eine Frau bist, wirst du ewig dieses Zeichen tragen... Die beschnittene Frau kann nicht mehr die volle sexuelle Lust erfahren, sie ist somit weniger leicht zu verführen... So die Begründung, aber warum diese Sitte. Weit der Mann, unfähig, dieser Frau die nötige Zuneigung, die nötige Liebe zu geben, damit sie bei ihm bleibt, sich genötigt sieht, sie gewaltsam zurückzuhalten, zum Bleiben zu zwingen. Die

Beschneidung ist eine zeitgemässe Form des Keuschheitsgürtels. Wir nehmen dieses Problem in Angriff.

Im Bruch mit anderen uralten Gewohnheiten, im Bruch auch mit allem, was sich sonst in der Welt tut, haben Sie soeben für die Frauen einen existenzsichernden Lohn eingeführt. Glauben Sie nicht auch, dass der Widerstand dagegen so stark sein wird, dass es beim frommen Wunsch bleibt?

Als wir, in kleinem Kreis, mit einigen Genossen diese Massnahmen diskutierten, haben sie mich vor allem auf die Anpassungsschwierigkeiten aufmerksam gemacht. Ihrer Meinung nach wäre es besser gewesen, abzuwarten und geeignete Lösungen zu finden, abzuwarten, bis die Gemüter reif seien.

Aber die Gemüter sind nie reif. Sie werden es niemals sein. Es gibt keine Entscheidungen in der Welt, die völlig perfekt sind. Die Gemüter sind bereit, Sie können säen?... Nein, man muss auf steinigem Boden säen, man muss der Erde Gewalt antun, damit etwas wächst. Wir haben also einen Beschluss gefasst, und ich habe ihn öffentlich verkündet, damit er nicht rückgängig gemacht wird.

Und jetzt sage ich: „Geht, sucht Lösungen!“, denn es ist moralisch unakzeptabel, die Frau in dieser absoluten Mittellosigkeit zu lassen. Aber wie dies praktisch verwirklicht werden soll, weiss ich auch nicht genau. Es gibt schon ein paar Lösungsskizzen, aber wir müssen sie noch in diskreten Tests überprüfen, von denen die Leute keine Kenntnis haben dürfen.

Führt dies nicht zu einer gefährlichen Improvisation?

Unsere Verleumder behaupten es. Aber in Wirklichkeit - nein. Wir gehen diese Tests manchmal in vitro an, aber

da sie nichts darüber wissen, meinen sie, dass wir improvisieren. Gegenwärtig konkurrenzieren sich, grosse ~~no-~~do, drei Formeln:

- den Frauen das lebensnotwendige Einkommen in Naturalien zu geben (Lebensmittel, Kleider etc.);

- es ihnen in Bargeld zu geben;

- es ihnen in Form eines Bankguthabens zu geben.

Jede dieser Formeln hat ihre Nachteile. Persönlich neige ich einer bestimmten Variante zu, das ist klar, und ich suche nach Lösungen, um die Nachteile zu verkleinern, die sie beinhaltet.

Eine weitere, ziemlich erstaunliche Massnahme - die Schliessung der Nachtclubs.

Handelte es sich da um eine prioritäre Aktion und weshalb? Wir wollten unser Kleinbürgertum mit voller Wucht vor den Kopf stossen. Wir wollten ihm zeigen, dass wir der Revolution Opfer bringen müssen, was die Privilegien und die Annehmlichkeiten betrifft, zu denen wir Zugang haben. Wir haben uns die Night-Clubs vorgenommen, zunächst weil sie Schlupfwinkel einer kleinen Gruppe von Leuten sind, denen es gelungen ist, andere durch Diskriminierung mittels Geld hinauszudrängen. Eine Flasche Coca-Cola verkauft man dort zu einem völlig überhitzten Preis, der manchmal dem monatlichen Einkommen eines Bauern entspricht.

Kommt noch hinzu, dass die Bourgeoisie, je höher sie in der sozialen Leiter aufsteigt, sich desto mehr asozialen Vergnügungen hingibt.

Wir sind nicht gegen Musik und Vergnügungen, denn unsere Bewegung soll fröhlich sein; aber wir wollten „Tagclubs“, wobei wir alles beseitigten, was diese Orte zu Schlupfwinkeln machte. Anstelle der Nachtclubs gibt

es jetzt die „bals populaires“ (Volksfeste mit Tanz): ein grosser Tanzboden, ein Orchester, Getränke, die zu einem wirklich demokratischen Preis verkauft werden (50 Francs CFA pro Flasche Coca-Cola, während sie vorher zwischen 1'000 und 2'000 Francs CFA kosten konnte). Alle Welt trifft sich dort, und wir sind sehr zufrieden damit. Wegen dieses Themas bin ich häufig angegriffen worden. Man sagte mir in der Tat, dies habe keine Priorität. Das ist wahr. Aber vom ideologischen Standpunkt her war es eben notwendig, das Kleinbürgertum aufzurütteln und ihm zu sagen: „Aufgepasst, die Revolution besteht nicht nur aus Meetings, aus Unterstützungsmärschen... Wir müssen unsere Sitten reinigen.“

Aber Sie hätten ja die Steuern auf Nachtclubs erhöhen können?

Wir hätten damit das Gegenteil erreicht. Solche Steuern hätten die Konsumationspreise vervielfacht und einer immer kleineren Minderheit erlaubt, sich dort zu treffen, also sich gehenzulassen und zu verkommen. Während einige jedoch behaupteten, dies alles wäre zweitrangig, haben mir die Burkinabé selbst Elemente für den Gegenbeweis geliefert, indem sie mir in grosser Zahl ihre Missbilligung schriftlich mitteilten. Der Umfang dieses Briefwechsels liess mich noch besser verstehen, wie wichtig diese Massnahme war.

Die Angst und die Gewalt

Sie sind nicht vor einer baldigen physischen Eliminierung gefeit. Welches Bild von Ihrer Rolle, von Ihnen selbst, möchten Sie zurücklassen, wenn Sie von der Bildfläche verschwinden würden?

Ich wünsche einfach, dass meine Hilfe dient, die Ungläubigsten davon zu überzeugen, dass es eine Kraft gibt, die sich das Volk nennt, dass man sich für dieses und mit diesem Volk schlagen muss.

Ich möchte die Überzeugung hinterlassen, dass wir, wenn wir eine bestimmte Zahl von Vorkehrungen treffen und uns eine bestimmte Organisation geben, das Recht auf den Sieg haben werden, einen sicheren und dauerhaften Sieg.

Ich wünsche, dass diese Überzeugung die Sache aller wird, damit, was heute als Opfer erscheint, morgen für sie zu normalen und einfachen Handlungen wird.

Vielleicht erscheinen wir in unserer Zeit als Eroberer des Unnützen, aber vielleicht haben wir auch einen Weg aufgezeigt, auf den sich Morgen schon andere frisch stürzen werden, ohne sich gross Gedanken zu machen - ein wenig wie beim Marschieren. Man setzt einen Fuss vor den andern, ohne sich je Fragen zu stellen, obwohl alles einer Reihe von komplexen Gesetzen gehorcht, die das Körpergewicht, die Geschwindigkeit, den Rhythmus und den Takt umfassen.

Und unser Trost, meiner Genossen und meiner, wird wirklich sein, falls wir zu etwas nütze sein konnten, dass wir Pioniere sein konnten. Unter der Bedingung natürlich, dass wir dort, wo wir sein werden, diesen Trost noch erhalten können...

Aber sind Sie, wenn man Ihre Ideen nicht teilt, bereit, zur Gewalt, zum Zwang zu greifen und dabei auch in Widerspruch zu den Vorstellungen zu geraten, die Sie haben?

Wenn ich zwischen zwei Lösungen wählen kann, bin ich nicht bereit, zur Gewalt zu greifen, aber ich weiss auch, dass es Logiken gibt, die Sie dazu zwingen, ohne Möglichkeit, anders zu handeln. Das ist eine Entscheidung, die Sie allein treffen. Sie ist mühselig, schmerzhaft, ein Kummer. Am nächsten Tag treffen Sie mit Leuten zusammen, gegen die Sie Gewaltmassnahmen anordnen mussten, obwohl Sie insgeheim bis zur letzten Minute gehofft hatten, dass es ein Mittel gäbe, um die Zuflucht zu dieser Gewalt zu verhindern, ein Mittel, diese Menschen zu retten. Aber manchmal finden Sie keine Lösung.

Gegen wen mussten Sie zu dieser Gewalt greifen?

Da gibt es einmal jene, die naiverweise glauben, dass sie alles versuchen können und immer durchkamen. Das wiegt nicht zu schwer. Ihnen gegenüber können wir unsere Gewalt zurückhalten.

Dann haben wir die, welche sehr bewusst, in zynischer und machiavellistischer Weise, bei uns einen Gewaltausbruch provozieren, um zu ihren Zielen zu gelangen. Sie schicken ihre Verschwörer. Sind wir ihnen gegenüber schwach und haben sie Erfolg, würde alles, was wir unternommen haben, der ganze Einsatz im Dienste der Mehrheit, zunichte gemacht. Ihr Zynismus ist total. Sie mokieren sich über das Leben der Verschwörer, die sie befehlen. Wir können zehn, zwanzig, dreissig davon erwischen, sie vergiessen keine einzige Träne und werden andere finden, die sie erneut auf uns loslassen. Doch stellen wir uns diesen Aktionen mit Gewalt entgegen, benüt-

zen sie sehr wirkungsvolle, sogar schreckenerregende Mittel, um zu versuchen, uns ein schlechtes Gewissen einzujagen: „Hier ist der Mann, dessen Hände blutverschmiert sind.“ Aber, vor allem, muss man die Mehrheit opfern, um eine Minderheit zu schützen, die sich manchmal auf ein einziges Individuum reduziert? Einer muss entscheiden, allein.

Ein schwieriges Hinterfangen, das zu Willkür führen kann?

Ausserordentlich schwierig im Hinblick auf sich selbst. Nach aussen hin kann man sich weigern, zuzuhören und alles zu verstehen, was so gesagt wird. In andern Teilen der Welt haben einige im Blut gebadet und dabei keinerlei Scham gezeigt. Aber im Hinblick auf sich selbst erlebt man, wenn man nur ein klein wenig vom Menschen überzeugt ist und an ihn glaubt, sehr tiefe innere Erschütterungen.

Ich bin Soldat. Das Schicksal kann mich schon morgen auf ein Schlachtfeld führen. Und auf dem Schlachtfeld wünsche ich noch fähig zu sein, meinem Feind zu helfen, um ihm unnötige Leiden zu ersparen, selbst wenn die Logik des Krieges mir befiehlt, meine Waffe gegen ihn zu richten und ihn möglichst rasch niederzuschossen, um nicht selbst erschossen zu werden.

Aber bis zu welchem Punkt nehmen Sie die Aktionen Ihrer politischen Gegner hin, bevor sie in irgendeiner Form Gewalt ausüben?

Ich habe den Wunsch, meinem Gegner, ja selbst meinem Feind, die Gelegenheit zu geben, mich zu durchschauen. Von diesem Moment an wird er eine grundsätzliche Gegebenheit verstehen: wir können zwar miteinander

der über eine bestimmte Anzahl von Fragen uneins sein, obwohl ich deswegen nicht gegen ihn bin. Ich möchte edle Ziele erreichen. Meine Mittel sind schlecht, unangemessen, denkt er? Wenn er sie so beurteilt, müssen wir darüber sprechen.

Aber wenn seine Haltung radikaler ist?

Wir haben einige Gefangene freigelassen, darunter auch jenen, der mich verraten hatte und einsperren liess.,, Wenn ich nicht tot bin, so nicht deswegen, weil er Mitleid oder nicht im Sinn hatte, mich zu töten. Man hat auf mich geschossen, ich bin nicht tot, das ist mein Glück.

Wir haben ihn also freigelassen. Für gewisse Leute haben wir aus Sentimentalität und aus Schwäche gehandelt. Ich selbst aber meine, dieser Mann muss einsehen, dass er uns ausgeliefert ist, dass er das immer war und dass wir ihn auch heute noch zum Tode verurteilen, erschiessen können; aber etwas, das noch vor der Abrechnung kommt, hindert uns daran, ihm ein Leid anzutun.

Warum denn haben Sie es nicht getan?

Wir trachten ihm nicht nach dem Leben. Es ist wahr, dass wir ihn am Tage, als wir die Macht übernahmen, hätten exekutieren lassen können.

Aber vielleicht war ihre Haltung ganz einfach ein gutes politisches Kalkül?

Er muss das wahrscheinlich denken und annehmen, mir gehe es um ein gutes Image, weil ich mich heute für seine Freilassung ausgesprochen habe. Vielleicht denkt er: „Wir sind endgültig zu Feinden geworden, aber da er augenblicklich der Stärkere ist, stelle ich mich tot und räche mich, sobald sich dafür eine Gelegenheit bietet.“

Ich weiss nicht, aber ich wäre sehr traurig, wenn er in meiner Geste etwas anderes sähe als die tiefe Überzeugung, dass wir alle Menschen dazu bringen müssen, sich zu verständigen und zusammenzuarbeiten. Das ist sehr mühsam und langwierig.

Sie haben dennoch Exekutionen angeordnet. Waren das Seelen, die man nicht mehr retten konnte?

Jede Seele kann gerettet werden, denn ich glaube, dass das Beste des Menschen immer vor ihm liegt. Aber wir befanden uns in einer sehr speziellen Lage, welche es mir nicht gestattete, das Gnadengesuch der Verurteilten positiv zu beantworten. Die Gerechtigkeit musste ihren Lauf nehmen.

Kennen Sie diese Angst, dass morgen vielleicht Schluss ist?

Nein, diese Angst kenne ich nicht. Ich habe mir selbst Rechenschaft abgelegt. Möglicherweise ende ich irgendwo als alter Mann, in einer Bibliothek Bücher lesend, oder ich komme durch Gewalt um, denn wir haben viele Feinde. Hat man dies einmal akzeptiert, ist es nur noch eine Frage der Zeit. Das kommt heute oder morgen.

Kennen Sie vielleicht andere Formen der Angst?

Ja, die Angst zu scheitern, die Angst, nicht genug getan zu haben... Man kann wegen Uneinigkeit scheitern, aber nicht weil man zu faul war... Scheitern, weil man gemusst hätte, die Mittel auch hatte und es trotzdem nicht tat...

Davor habe ich Angst und ich bin bereit, in jeder Art und Weise dagegen anzukämpfen... Stellen Sie sich vor, morgen würde man sagen, Sie hätten Geld gestohlen, und es ist wahr, oder Sie hätten die Leute Hungers sterben

lassen, weil Sie nicht den Mut hatten, jenen zu bestrafen, der verantwortlich war, ihnen zu essen zu bringen und der es nicht getan hat... Dass Sie diesen Mann kennen und dass die gegen ihn erhobenen Anklagen richtig sind... Ich hätte es tun müssen, ich habe es nicht getan... Wenn ich wegen einer solchen Haltung erschossen werde, ist das in Ordnung... Doch tut man es nicht, heisst dies, dass ich alle Tage dieses Kreuz tragen muss, das Kreuz meiner Unfähigkeit, meiner Flucht vor der Verantwortung... Jeden Tag... Gezwungen zu sein, sich vor dem Nächsten rechtfertigen zu müssen, macht einen wahnsinnig. Sie sind jetzt hier auf der Strasse, am Strassenrand... Ein Mann, der für sich allein spricht und jedem zu erklären versucht: „Ich bin unschuldig, verstehen Sie mich, retten Sie mich“. Nein, unmöglich.

Aber gibt es in gewisser Hinsicht schon jetzt einen Wahnsinn namens Sankara?

Gewiss, man führt nicht grundlegende Änderungen durch, ohne ein Minimum an Wahnsinn. In diesem Fall wird dies zu Nonkonformismus, zum Mut, den bekannten Formeln den Rücken zu kehren, die Zukunft zu erfinden. Vor allem brauchte es die Verrückten von gestern, damit wir uns heute so ausserordentlich klarsichtig verhalten können.. Ich möchte zu dieser Sorte von Verrückten gehören.

Die Zukunft erfinden?

Ja. Man muss wagen, die Zukunft zu erfinden. In der Rede, die ich anlässlich der Lancierung des Fünfjahresplanes gehalten habe, sagte ich: „Alles, was der Vorstellungskraft des Menschen entspringt, kann der Mensch auch verwirklichen“. Davon bin ich überzeugt.

Macht es Ihnen Mühe, nicht alles erklären zu können?

Ja, schrecklich.

Kennen Sie Augenblicke, in denen Sie das Bedürfnis verspüren, allem aus dem Weg zu gehen?

Bestimmt.

Was machen Sie da?

Ich schreibe... ich schreibe viel. Das bleiben aber persönliche Notizen, vertrauliche Mitteilungen an mich selbst.

Dritter Teil **Anhang**

Rede vom Oktober 1983

Volk von Obervolta! Kampfgenossinnen und Kampfgenossen der Revolution!

Unser Land hat in diesem Jahr 1983 besonders ereignisvolle Augenblicke erlebt, die vielen Mitbürgern noch in frischester Erinnerung sind. Der Kampf des Volkes von Obervolta hat in dieser Periode verschiedene Hochs und Tiefs durchgemacht. Unser Volk hat die Prüfung heldenhafter Kämpfe bestanden und ist in der inzwischen historisch gewordenen Nacht vom 4. August 1983 als Sieger hervorgegangen. Seit bald zwei Monaten schreitet die Revolution in unserem Land unaufhaltsam voran. In diesen zwei Monaten hat sich das kämpfende Volk Obervoltas geschlossen hinter den Nationalen Revolutionsrat (NRR) gestellt, mit dem Ziel, eine neue, freie, unabhängige und blühende Gesellschaft zu errichten - eine neue Gesellschaft ohne soziale Ungerechtigkeit, frei von den jahrhundertealten Herrschaft und Ausbeutung durch den internationalen Imperialismus.

Ich lade Euch ein, nach diesem kurzen Wegstück zusammen mit mir einen Blick zurück zu werfen, um daraus die notwendigen Lehren zu ziehen und die bevorstehenden revolutionären Aufgaben zu bestimmen. Es ist eine erwiesene Tatsache, dass die grosse Widerstandsbewegung, welche nach der reaktionären Provokation proimperialistischer Kräfte entstanden ist, die günstigen Voraussetzungen für das historische Ereignis vom 4. August 1983 geschaffen hat.

Tatsächlich hat die imperialistische Verschwörung vom 17. Mai 1983 den Zusammenschluss demokratischer und revolutionären Kräfte und Organisationen beschleunigt, die während dieser Zeit Vorstösse und Aktionen von bisher unbekannter Kühnheit unternommen haben.

Damals litt das reaktionäre Bündnissystem um das todgeweihte Regime unter seiner Unfähigkeit, den Durchbruch der revolutionären Kräfte zu stoppen, die immer offener zum Sturm auf das volks- und demokratiefeindliche Machtzentrum ansetzten.

Die Massendemonstrationen vom 20., 21. und 22. Mai stiessen vor allem wegen ihrer grossen politischen Bedeutung auf ein breites nationales Echo, denn sie bewiesen die offene Zustimmung eines ganzen Volkes und insbesondere seiner Jugend zu den revolutionären Ideen, welche hinterrücks ermordete Männer hochgehalten hatten. Die Demonstrationen waren deshalb so wichtig, weil sie die Entschlossenheit eines ganzen Volkes und seiner ganzen Jugend zeigten, die Kräfte der Unterdrückung und der imperialistischen Ausbeutung konkret anzugreifen. Sie waren der offenkundige Beweis für die Wahrheit, wonach ein Volk im Aufstand den Imperialismus und die mit ihm verbündeten sozialen Kräfte erzittern lässt.

Geschichte und politischer Bewusstwerdungsprozess der Volksmassen folgen einem dialektischen Weg, welcher der Logik der Reaktionäre unverständlich bleibt. Deshalb haben die Ereignisse des Mai 1983 stark zur Beschleunigung des politischen Gärungsprozesses in unserem Land beigetragen, und zwar so weit, dass die Volksmassen insgesamt einen wichtigen qualitativen Sprung in der Kenntnis der Lage vollzogen haben. Die Ereignisse vom 17. Mai haben mitgeholfen, dem Volk Obervoltas die Augen zu öffnen. Der Imperialismus mit seinem Unterdrückungs- und Ausbeutungssystem ist ihnen

terdrückungs- und Ausbeutungssystem ist ihnen plötzlich grausam und brutal erschienen.

Es gibt Tage, die reicher an Erfahrungen und Lehren sind als ganze Jahrzehnte. Im Verlauf solcher Tage lernt das Volk mit solch unerhörter Schnelligkeit und mit derart geistiger Tiefe, dass im Vergleich dazu tausend Tage Studium nichts bedeuten.

Die Mai-Ereignisse haben dem Volk Obervoltas ermöglicht, seine Feinde zu erkennen. Seither weiss in Obervolta jeder Mann und jede Frau:

Wer ist wer!

Wer ist mit wem und gegen Wen!

Wer macht was und warum!

Diese neue Situation war das Vorspiel zu grossen Umwälzungen und hat dazu beigetragen, dass die Verschlimmerung der Klassenwidersprüche in unserer Gesellschaft offen zutage getreten sind.

Die Augustrevolution bedeutete daher die Lösung der gesellschaftlichen Widersprüche, welche nicht mehr in Kompromissen erstickt werden konnten.

Die begeisterte Teilnahme der Volksmassen an der Augustrevolution widerspiegelt die riesige Hoffnung des Volkes, dass die Regierung des Nationalen Revolutionsrates endlich seine Sehnsucht nach Demokratie, Freiheit und Unabhängigkeit befriedigt, seine Sehnsucht nach einem wirklichen Fortschritt, der Wiederherstellung der Würde und Grösse unseres Vaterlandes, welches durch dreiundzwanzig Jahre neokolonialer Herrschaft lächerlich gemacht wurde.

Das Erbe von 23 Jahren Neokolonialismus

Der Regierungsantritt des Nationalen Revolutionsrates am 4. August 1983 und die seither erfolgte Schaffung revolutionären Machtstrukturen haben eine ruhmvolle Seite in der Geschichte unseres Volkes und unseres Landes geöffnet.

Trotzdem lastet das Erbe der 23 Jahre Ausbeutung und imperialistischer Herrschaft schwer auf uns. Unsere Aufgabe, eine neue Gesellschaft zu errichten, frei von all den Übeln, welche unser Land bisher in Armut und wirtschaftlicher wie kultureller Rückständigkeit gehalten haben, wird schwer sein.

Als in den sechziger Jahren der allseits bedrängte französische Imperialismus - (in Dien Bien Phu besiegt und in Algerien in grossen Schwierigkeiten) - sich gezwungen sah, aus seinen Niederlagen Lehren zu ziehen und unserem Land seine nationale Selbständigkeit und territoriale Unversehrtheit zuzugestehen, wurde dies von unserem Volk freudig begrüsst, welches nicht untätig geblieben war, sondern Widerstand geleistet hatte. Die Flucht des französischen Kolonialismus nach vorne bedeutete für das Volk den Sieg über die fremden Kräfte der Unterdrückung und Ausbeutung. In den Augen der Volksmassen war das eine demokratische Reform, in den Augen des Imperialismus hingegen eine Operation im Rahmen des bestehenden Herrschafts- und Ausbeutungssystems.

Dieser Wechsel hat immerhin zur Neuformierung der sozialen Klassen und Schichten geführt, neue Klassen haben sich gebildet. Im Bündnis mit den rückwärts gerichteten Kräften der traditionellen Gesellschaft und in völliger Verachtung der Massen, die ihm als Sprungbrett zur Macht gedient hatten, ging das intellektuelle Klein-

bürgertum daran, die politischen und wirtschaftlichen Grundsteine für eine neue Form der imperialistischen Herrschaft und Ausbeutung zu legen.

Die Angst, der Kampf der Volksmassen könnte sich radikalieren und zu einer wahrhaft revolutionären Lösung führen, bildete den Ausgangspunkt dazu, dass der Imperialismus von nun an seine Herrschaft über unser Land durch zwischengeschaltete, nationale Kräfte ausüben liess. Diese wurden die Verbindungsglieder zur ausländischen Herrschaft und Ausbeutung. Die ganze Organisation der nekolonialen Gesellschaft beschränkt sich auf ein Austausch formaler Strukturen. In ihrem Wesen unterscheiden sich die koloniale und die neukoloniale Gesellschaft nicht voneinander. So wird die koloniale Verwaltung durch eine identische ersetzt, die koloniale Armee durch eine neukoloniale mit den gleichen Merkmalen, den gleichen Funktionen und der gleichen Rolle als Wächter des Imperialismus und seiner lokalen Verbündeten. Die koloniale Schule wird durch eine neukoloniale ausgetauscht, welche die gleichen Ziele verfolgt, nämlich die Entfremdung der Kinder von unserem Land sowie die Reproduktion einer Gesellschaft im Dienste des Imperialismus und seiner lokalen Verbündeten. Unter Unterstützung und dem Segen des Imperialismus beginnen die nationalen Verbündeten, die systematische Ausplünderung unseres Landes zu organisieren. Die Brosamen, die ihnen von diesen Plünderungen zufallen, machen sie nach und nach zu einer wirklich parasitären Bourgeoisie, die ihren gefräßigen Appetit nicht mehr zu zügeln vermag. Von ihren egoistischen Interessen angetrieben, weichen sie vor den schlimmsten Mitteln bald nicht mehr zurück, sondern entwickeln in grossem Massstab die Korruption, die Veruntreuung von Geldern und

öffentlichen Gütern, die Bestechung, die Immobilienspekulation, die Günstlingswirtschaft und den Nepotismus.

So erklären sich all die materiellen und finanziellen Reichtümer, die sie auf Kosten des arbeitenden Volkes anhäufen konnten. Und da sie nicht zufrieden sind mit den märchenhaften Gewinnen aus dieser schamlosen Ausbeutung, versuchen sie mit allen Mitteln, Pöstchen in der Politik zu hamstern, um danach auch den Staatsapparat für ihre Ausbeutung und ihre Betrugereien ausnutzen zu können.

Mehr als einmal pro Jahr leisten sie sich teure Ferien im Ausland. Ihre Kinder meiden die Schulen des Landes und besuchen prestigeträchtige Schulen im Ausland. Bei der kleinsten Krankheit werden alle Mittel des Staates in Bewegung gesetzt für eine teure Behandlung in den Luxus-spitälern des Auslandes.

All das geschieht unter den Augen eines arbeitsamen, mutigen und ehrbaren Volkes, das in tiefstem Elend steckt. Während Obervolta für die Minderheit der Reichen ein Paradies darstellt, ist es für die Mehrheit eine kaum erträgliche Hölle.

Zu dieser Mehrheit gehören die Lohnabhängigen, die trotz eines regelmässigen Einkommens Gefangene der Konsumgesellschaft sind, denn ihr gesamter Lohn ist verbraucht, bevor er angerührt wird. Und ein Ausweg aus dem Teufelskreis ist nicht ersichtlich. Die Lohnabhängigen kämpfen mit ihren Gewerkschaften für die Verbesserung ihres Lebensstandards, und wegen des Ausmasses dieser Kämpfe erreichen sie manchmal gewisse Zugeständnisse von der lokalen neokolonialen Macht. Doch was mit der einen Hand gegeben, wird mit der anderen genommen. So kündigt man mit grossem Tamtam eine Lohnerhöhung von zehn Prozent an, um unmittelbar da-

nach Steuermassnahmen zu beschliessen, welche die wohltuenden Folgen der Lohnerhöhung zunichte machen. Nach fünf, sechs, sieben Monaten stellen die Arbeiter jeweils fest, dass sie betrogen worden sind und schliessen sich zu neuen Kämpfen zusammen. Sieben Monate sind mehr Zeit, als die regierenden Reaktionäre brauchen, um wieder Atem zu holen und neue Strategien zu erfinden. Aus diesen endlosen Kämpfen gehen die Arbeiter immer als Verlierer hervor.

Zu dieser Mehrheit gehören auch die „Verdammten dieser Erde“, die Bauern, die man enteignet, beraubt, belästigt, ins Gefängnis steckt, verhöhnt und jeden Tag erniedrigt, deren Arbeit aber gleichzeitig den Reichtum des Landes schafft. Dank ihrer produktiven Tätigkeit kann die zerbrechliche Wirtschaft des Landes überhaupt erst funktionieren. Mit ihrer Arbeit schmücken sich auch jene reichen Einheimischen, für die Obervolta ein Eldorado ist.

Und trotzdem sind sie es, die am meisten unter dem allgemeinen Mangel an Strukturen, an Strassenverbindungen, sanitären Einrichtungen, Schulen und Schulmaterialien für ihre Kinder leiden. Es sind ihre Kinder, die - nach einem Blitzaufenthalt in den nur schlecht auf die Bedürfnisse des Landes abgestimmten Schulen - das Heer der Arbeitslosen noch vergrössern helfen. Unter ihnen ist auch der Prozentsatz der Analphabeten am grössten (98%).

Obwohl sie es sind, denen im Hinblick auf eine Produktivitätssteigerung das Wissen zugute kommen müsste, profitieren gerade sie am wenigsten von den Investitionen in den Bereichen Gesundheit, Erziehung und Technologie.

Die Bauernjugend, die - wie die gesamte Jugend - empfindlicher auf soziale Ungerechtigkeit reagiert und dem Fortschritt gegenüber positiv gestimmt ist, verlässt aus einer Haltung der Revolte heraus das Land, wodurch es seiner dynamischsten Kräfte beraubt wird. Zuerst gehen sie in die grossen städtischen Zentren Ouagadougou oder Bobo-Dioulasso. Dort hoffen sie, eine erträgliche Arbeit zu finden und mehr von den Segnungen des Fortschritts profitieren zu können. Die Arbeitsknappheit treibt sie zum Müsiggang mit all seinen bekannten Lastern.

Um nicht im Gefängnis enden zu müssen, suchen sie ihr Heil schliesslich im Ausland, wo die schändlichste Erniedrigung und Ausbeutung sie erwarten. Aber lässt ihnen die Gesellschaft Obervoltas eine andere Wahl?

Dies ist, kurz gesagt, die Situation in unserem Land nach 23 Jahren Neokolonialismus. Ein Paradies für die einen, eine Hölle für die andern.

Nach 23 Jahren imperialistischer Herrschaft und Ausbeutung ist unser Land ein zurückgebliebenes Agrarland, wo der landwirtschaftliche Sektor, der über 90% der aktiven Bevölkerung beschäftigt, nur 45% des Bruttosozialprodukts erwirtschaftet, aber 95% aller Exporte liefert. In andern Ländern die Bauern weniger als fünf Prozent der Bevölkerung ausmachen und, nicht nur sich, sondern die Bedürfnisse der ganzen Nation befriedigen und erst noch grosse Mengen ihrer Landwirtschaftsprodukte exportieren können, kennen bei uns neunzig Prozent des Volkes trotz grosser Anstrengungen Hungersnöte und sind auf Nahrungsmittelimporte, wenn nicht gar auf internationale Hilfsleistungen, angewiesen. Dieses Ungleichgewicht zwischen Import und Export erhöht die Auslandsabhängigkeit des Landes. Das Handelsdefizit wächst im Verlauf der Jahre beträchtlich, und der Dek-

kungsgrad der Importe durch Exporte liegt bei etwa 25%. Das heisst, wir kaufen im Ausland mehr ein, als wir dort hin verkaufen. Eine Wirtschaft, die auf dieser Grundlage funktioniert, richtet sich immer mehr zugrunde und endet in der Katastrophe.

Die privaten Investitionen ausländischer Gelder sind nicht nur ungenügend, sondern wirken als wahre Blutegel für die Wirtschaft des Landes und erhöhen daher ihre Akkumulationsfähigkeit nicht. Ein wichtiger Teil des mit Hilfe ausländischer Investitionen geschaffenen Reichtums wird wieder ins Ausland abgezogen, statt zwecks Steigerung der Produktionskapazität des Landes neu investiert. Man schätzt, dass zwischen 1973 und 1979 1,7 Milliarden Franc CFA aus Gewinnen ausländischer Investitionen ins Ausland geflossen sind, während die neuen Investitionen durchschnittlich nur 1,3 Milliarden pro Jahr betragen.

Die ungenügenden Investitionen im produktiven Bereich führen dazu, dass der Staat in der nationalen Ökonomie eine zentrale Rolle zu übernehmen hat. Er springt für die privaten Investitionen ein. Daraus entsteht eine schwierige Situation, wenn man bedenkt, dass die budgetierten Staatseinnahmen im wesentlichen aus Fiskalerträgen bestehen, die 85% der Gesamteinnahmen ausmachen und grossenteils von Importtaxen und Steuern herrühren. Mit den Staatseinnahmen müssen ausser den nationalen Investitionen auch die Staatsausgaben finanziert werden, zu 70% für die Löhne der Beamten und das Funktionieren des Verwaltungsapparates. Was bleibt da noch für soziale und kulturelle Investitionen übrig?

Im Bereich der Erziehung gehört unser Land mit einer Einschulungsquote von 16,4% und einem Analphabetenanteil von 92% zu den rückständigsten der Welt. Das

heisst, von hundert Einwohnern Obervoltas können höchstens acht lesen und schreiben - in welcher Sprache auch immer.

Im Gesundheitswesen gehört die Erkrankungs- und Sterblichkeitsrate der wuchernden Ansteckungskrankheiten und der mangelhaften Ernährung wegen zu den höchsten der Region. Wie soll man eine derart katastrophale Lage vermeiden können, wenn man weiss, dass bei uns ein Krankenhausbett auf 1200 Einwohner und ein Arzt auf 48'000 Einwohner fällt?

Diese paar Angaben mögen genügen, um das Erbe zu beschreiben, das uns 23 Jahre Neukolonialismus, 23 Jahre Politik der nationalen Selbstaufgabe hinterlassen haben.

Eine solch unerträgliche Situation kann keinen Bewohner Obervoltas, der sein Land liebt, gleichgültig lassen. Unser mutiges und arbeitsames Volk hat eine solche Lage nie ertragen können. Weil es begriffen hat, dass es sich dafür nicht um ein Schicksal handelt, sondern um ein Gesellschaftssystem, das auf der Privilegierung einer kleinen Minderheit basiert, hat es zu den verschiedensten Kampfmitteln gegriffen und ständig versucht, Wege zu finden, um mit dieser Situation Schluss zu machen. Deshalb hat es auch die Machtübernahme durch den Revolutionsrat und die Augustrevolution enthusiastisch begrüsst, als Krönung seiner opferreichen Bemühungen, die alte Ordnung zu stürzen, eine neue Ordnung zu schaffen, dem Menschen wieder Würde und dem Land den gebührenden Platz in der Gemeinschaft der freien und geachteten Länder zu geben.

Die Feinde der Revolution

Die parasitären Kreise, die sich gewöhnt sind, aus dem kolonialen und neokolonialen Obervolta Nutzen zu ziehen, stehen den revolutionären Veränderungen seit dem 4. August 1983 feindlich gegenüber. Sie sind und bleiben durch eine Nabelschnur mit dem internationalen Imperialismus verbunden. Sie sind und bleiben glühende Verteidiger ihrer dank des Bündnisses mit dem Imperialismus erworbenen Privilegien. Was immer man tun und sagen wird, sie werden sich stets treu bleiben und weiterhin Komplotte schmieden, um ihr „verlorenes Königreich“ wieder zu erobern. Von diesen Nostalgikern darf man keinen Sinneswandel und keine Haltungsänderung erwarten. Sie sind nicht sehr einfühlsam und verstehen nur die Sprache des Kampfes, des revolutionären Klassenkampfes gegen Ausbeutung und Unterdrückung. Unsere Revolution wird für sie eine höchst autoritäre Angelegenheit sein, damit wird ihnen das Volk seinen Willen aufzwingen, wenn nötig mit Waffengewalt.

Wer sind diese Feinde des Volkes? Während den Ereignissen des 17. Mai haben sie sich vor den Augen des Volkes entlarvt. Im Feuer der revolutionären Aktion hat das Volk seine Feinde identifizieren können. Es sind dies:

1. Die Bourgeoisie Obervoltas, die sich ihrerseits je nach Stellung und Funktion in drei Gruppen unterscheidet: die Staatsbourgeoisie, die Kompradorenbourgeoisie und die mittlere Bourgeoisie.

Die Staatsbourgeoisie: Diese Fraktion kennt man auch unter der Bezeichnung Politbürokratie, Durch ihre Monopolstellung hat sie sich skrupellos bereichert. Sie hat sich des Staatsapparats bedient, wie es in der Industrie der

Kapitalist mit den Produktionsmitteln tut, um aus der Arbeitskraft der Arbeiter den Mehrwert zu ziehen. Diese Fraktion der Bourgeoisie wird niemals freiwillig auf ihre Privilegien verzichten und den revolutionären Veränderungen tatenlos zusehen.

Die Handelsbourgeoisie: Diese Fraktion ist schon allein durch ihre Handelstätigkeit in vielfältigen Banden mit dem Imperialismus verknüpft. Die Beseitigung der imperialistischen Herrschaft bedeutet für sie das Schlachten des Huhns, das goldene Eier legt. Deshalb widersetzt sie sich mit allen Kräften der gegenwärtigen Revolution. Zu dieser Kategorie gehören beispielsweise die unreellen Geschäftsleute, die das Volk auszuhungern versuchen, indem sie Lebensmittel zu Spekulationszwecken und aus Sabotagegründen aus dem Verkehr ziehen.

Die mittlere Bourgeoisie: Diese Fraktion der Bourgeoisie Obervoltas ist zwar auch mit dem Imperialismus verbunden, rivalisiert aber gleichzeitig mit ihm um die Kontrolle über den Markt. Aber da sie wirtschaftlich schwächer ist, lässt sie sich vom Imperialismus verdrängen. Sie hat also Gründe, gegen den Imperialismus zu sein, aber sie hat Angst vor dem Volk. Diese führt sie dazu, gemeinsame Sache mit dem Imperialismus zu machen. Da aber die imperialistische Herrschaft über unser Land sie hindert, ihre Rolle als nationale Bourgeoisie wirklich zu spielen, können einzelne Teile von ihr der Revolution positiv gegenüberstehen. Trotzdem muss zwischen diesen zur Revolution stossenden Teilen und dem Volk ein revolutionäres Misstrauen geschaffen werden, denn unter diesem Deckmantel werden sich Opportunisten aller Art zur Revolution bekennen.

2. Die rückwärtsgerichteten Kräfte, deren Macht auf den traditionellen feudalen Strukturen unserer Gesellschaft gründet. Die Kräfte hatten mehrheitlich dem französischen Kolonialismus Widerstand geleistet, machen aber seit Erlangen der nationalen Unabhängigkeit mit der reaktionären Bourgeoisie gemeinsame Sache zur Unterdrückung des Volkes. Diese Kräfte haben sich die bäuerlichen Massen als Reservearmee für ihre Wahlgeschäfte gehalten.

Um ihre Interessen durchzusetzen, die sie mit dem Imperialismus gemein haben, die aber jenen des Volkes zuwiderlaufen, greifen diese reaktionären Kräfte auf rückständige Werte zurück, welche im ländlichen Milieu noch stark verbreitet sind. Je mehr es der Revolution gelingen wird, die sozialen Verhältnisse auf dem Lande zu demokratisieren, den Bauern mehr Selbstverantwortung, mehr Bildung und mehr Wissen für ihre kulturelle und wirtschaftliche Emanzipation zur Verfügung zu stellen, desto stärkeren Widerstand werden diese rückwärtsgerichteten Kräfte leisten.

Dies sind die Feinde des Volkes in der jetzigen Revolution. Das Volk konnte sie während den Mai-Ereignissen selbst identifizieren. Sie bildeten die Mehrheit jener vom Militär geschätzten Truppe von Einzelpersonen, die für die todgeweihte, durch einen proimperialistischen Staatsstreich an die Macht gekommene Regierung demonstrierte.

Das Volk von Obervolta

Neben diesen reaktionären und antirevolutionären Klassen und Schichten bildet das Volk Obervoltas die restliche Bevölkerung. Es hat die imperialistische Herrschaft

und Ausbeutung stets verabscheut und im täglichen Kampf gegen die verschiedenen neokolonialen Regierungen seine Ablehnung bewiesen. Das Volk setzt sich aus folgenden Gliedern zusammen:

1. Die Arbeiterklasse Obervoltas: Sie ist zwar jung und nicht sehr zahlreich, hat aber mit ihren unaufhörlichen Kämpfen bewiesen, dass sie eine wirklich revolutionäre Klasse ist. Sie hat mit der aktuellen Revolution nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Sie besitzt keine Produktionsmittel, die sie verlieren könnte, sie hat im Rahmen der alten neokolonialen Gesellschaft kein Grundstück zu verteidigen. Sie ist davon überzeugt, dass die Revolution ihre Sache ist und sie daraus gestärkt hervorgehen wird.

2. Das Kleinbürgertum, das sehr unbeständig ist und oft zwischen der Sache der Volksmassen und jener des Imperialismus schwankt. In seiner grossen Mehrheit schlägt es sich am Ende auf die Seite der Volksmassen. Zu ihm gehören die kleinen Händler, die kleinbürgerlichen Intellektuellen (Beamte, Studenten, Schüler, Angestellte des privaten Sektors etc.) und die Handwerker.

3. Die Bauernmassen Obervoltas bestehen, seit die Auflösung des Gemeineigentums durch Einführung der kapitalistischen Produktionsweise fortgeschritten ist, grossenteils aus Kleinbauern mit einem eigenen Stück Land. Die Handelsbeziehungen lösen die alten gemeinsamen Bande immer stärker, an ihre Stelle tritt das Privateigentum an Produktionsmitteln. Das Vordringen des Kapitalismus auf dem Lande liess eine Situation entstehen, in welcher der mit der Kleinproduktion verbundene Bauer Obervoltas

die bürgerlichen Produktionsbedingungen verkörpert. So gesehen gehören die Bauern des Landes zum Kleinbürgertum. Mit ihrer Vergangenheit und ihrer gegenwärtigen Lage sind sie die Gesellschaftsschicht, die der imperialistischen Herrschaft und Ausbeutung den höchsten Tribut gezollt hat. Die wirtschaftlich und kulturell rückständige Situation, in der sich unsere ländlichen Gegenden befinden, hat sie lange Zeit vom grossen Fortschritts- und Modernisierungsprozess ausgeschlossen und sie zu einem Reservat reaktionären politischer Parteien gemacht.

Trotzdem sind die Bauern an der Revolution interessiert und stellen zahlenmässig deren stärkste Kraft dar.

4. Das Lumpenproletariat: Diese deklassierten Elemente neigen wegen ihrer Arbeitslosigkeit dazu, in den Sold der reaktionären und konterrevolutionären Kräfte zu gelangen, um deren Drecksgeschäfte auszuführen. Gelingt es der Revolution, sie nützlich einzusetzen, können sie zu ihren glühenden Verteidigern werden.

Charakter und Tragweite der Augustrevolution

Die Revolutionen, die auf der Welt geschehen, gleichen sich kaum. Jede hat ihre Eigenart und unterscheidet sich von der andern. So auch unsere Revolution, die Augustrevolution. Sie berücksichtigt die Eigenheiten unseres Landes, den Grad seiner Entwicklung und seiner Unterwerfung unter das internationale System des Kapitalismus.

Unsere Revolution ist eine Revolution, die sich in einem bäuerlichen und rückständigen Land abspielt, in dem die Traditionen und eine auf der feudalen Gesellschaftsordnung basierende Ideologie schwer auf den Volksmas-

sen lasten. Es ist eine Revolution in einem Land, welches von kolonialen Verhältnissen zu neokolonialen übergegangen ist.

Unsere Revolution spielt sich in einem Land ab, in dem es keine Arbeiterklasse gibt, die sich ihrer historischen Mission bewusst und entsprechend organisiert ist. Es ist eine Revolution, die sich in einem kleinen Land des Kontinents in einem Augenblick abwickelt, wo auf internationaler Ebene die revolutionäre Bewegung von Tag zu Tag mehr zerbröckelt, ohne sichtbare Hoffnung auf die Bildung eines homogenen Blocks, der die jungen revolutionären Bewegungen ermutigen und unterstützen könnte.

Diese besonderen geschichtlichen, geographischen und soziologischen Umstände geben unserer Revolution ein eigenes Gepräge.

Die Augustrevolution ist eine Revolution mit Doppelcharakter: sie ist eine demokratische und eine Volksrevolution. Ihre vordringliche Aufgabe ist die Beendigung der imperialistischen Vorherrschaft und Ausbeutung, die Erlösung der ländlichen Gebiete von allen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Fesseln, die sie in der Rückständigkeit zurückhalten. Von daher kommt ihr demokratischer Charakter. Indem die Massen Obervoltas vollberechtigte Teilnehmer dieser Revolution sind und sich konsequent um deren demokratische und revolutionäre Parolen mobilisieren, welche im Gegensatz zu jenen der reaktionären, mit dem Imperialismus verbündeten Klassen ihre eigenen Interessen in die Tat umsetzen, erhält sie den Charakter einer Volksrevolution.

Der Charakter einer Volksrevolution besteht bei der Augustrevolution auch aus der Tatsache, dass sie an Stelle der alten Staatsmaschine eine neue aufbaut, welche den

Zweck verfolgt, die demokratische Machtausübung durch das Volk und für das Volk zu garantieren.

Unsere dergestalt charakterisierte Revolution spielt sich gerade als antiimperialistische Revolution noch im Rahmen und in den Grenzen des bürgerlichen, wirtschaftlichen und sozialen Regimes ab. Bei der Analyse der gesellschaftlichen Klassen Obervoltas haben wir den Gedanken vertreten, dass die Bourgeoisie Obervoltas nicht eine homogene, reaktionäre und antirevolutionäre Masse ist.

Was die Bourgeoisie der unterentwickelten Länder mit kapitalistischen Produktionsverhältnissen tatsächlich charakterisiert, ist die angebotene Unfähigkeit, die Gesellschaft nach dem Beispiel der europäischen Bourgeoisie um 1780 zu revolutionieren, also jene Epoche, als diese noch eine im Aufstieg begriffene Klasse darstellte. Dies sind also die Charakterzüge und die Schranken der seit dem 4. August 1983 stattfindenden Revolution Obervoltas. Eine klare Sicht und genaue Definition ihres Inhaltes sichert uns vor der Gefahr von Abweichungen und Exzessen, die das siegreiche Vorankommen der Revolution gefährden könnten. Alle, die Partei für die Augustrevolution nehmen, mögen sich in die hier ausgebreitete Leitlinie vertiefen, um ihre Rolle als bewusste Revolutionäre wahrnehmen zu können und als unerschütterliche und unermüdliche Propagandisten diese Linie unter den Massen zu verbreiten. Es genügt nicht mehr, sich Revolutionär zu nennen, man muss sich vielmehr in die tiefere Bedeutung der Revolution, die man leidenschaftlich verteidigt, vertiefen. Das ist das beste Mittel, sie gegen die Angriffe und Verzerrungen der Konterrevolutionäre zu verteidigen, welche bestimmt nicht ausbleiben werden. Verstehen, wie man die revolutionäre Theorie mit der revolu-

tionären Praxis verbindet, wird von jetzt an das entscheidende Kriterium sein, zwischen den konsequenten Revolutionären und all jenen zu unterscheiden, die aus der revolutionären Sache fremden Motivationen zur Revolution gestossen sind.

Von der Souveränität des Volkes bei der Ausübung der revolutionären Macht

Eines der Unterscheidungsmerkmale der Augustrevolution, welches ihr den Charakter einer Volksrevolution verleiht, besteht darin, dass sie die Bewegung der überwiegenden Mehrheit zugunsten der überwiegenden Mehrheit ist.

Es ist eine von den Massen Obervoltas selbst durchgeführte Revolution, mit deren Parolen und Zielen. Das Ziel besteht darin, die Macht durch das Volk ausüben zu lassen. Das war der Grund, weshalb der erste Akt der Revolution nach deren Proklamation vom 4. August in einem Appell an das Volk bestand, Komitees zur Verteidigung der Revolution (Comités de défense de la révolution - CDR) zu schaffen. Der CNR hat die Überzeugung, dass diese Revolution, damit sie eine wirkliche Volksrevolution ist, zur Zerstörung der neokolonialen Staatsmaschine schreiten und eine neue Staatsmaschine organisieren muss, die fähig ist, die Souveränität des Volkes zu garantieren. Die Frage, wie die Volksmacht ausgeübt werden soll, wie sich diese Macht organisieren muss, ist eine wesentliche Frage für die Zukunft unserer Revolution.

Die Geschichte unseres Landes bis in die heutige Zeit war wesentlich von den ausbeuterischen und konservativen Klassen bestimmt, welche ihre antidemokratische und volksfeindliche Diktatur ausübten, indem sie den

politischen Bereich, die Wirtschaft, die Ideologie, die Kultur, die Verwaltung und die Justiz beschlagnahmten.

Die Revolution hat als erstes Ziel, die Macht aus den Händen der mit dem Imperialismus verbündeten Bourgeoisie Obervoltas, in die Hände des Bündnisses jener Klassen übergehen zu lassen, die das Volk bilden. Das heisst, das Volk an der Macht muss von jetzt an seine demokratische Volksmacht der antidemokratischen und volksfeindlichen Allianz der dem Imperialismus günstig gesinnten Gesellschaftsklassen entgegenstellen.

Diese demokratische Volksmacht wird die Grundlage, die feste Basis der revolutionären Macht Obervoltas bilden. Sie wird als vordringliche Aufgabe die vollständige Umwandlung der gesamten Staatsmaschine mit ihren Gesetzen, ihrer Verwaltung, ihren Gerichten, ihrer Polizei, ihrer Armee haben, welche alle zum Dienst und zur Verteidigung der egoistischen Interessen der reaktionären Gesellschaftsklassen und -schichten geformt worden sind. Diese Volksmacht hat die Aufgabe, den Kampf gegen die konterrevolutionären Bestrebungen zu organisieren, welche das „verlorene Paradies“ zurückzuerobern versuchen, um den Widerstand der sich nach der Vergangenheit sehnenen Reaktionäre vollständig auszumerzen. Die Notwendigkeit und die Rolle der CDR besteht gerade darin, als Stützpunkte der Volksmassen beim Sturm auf die reaktionären und konterrevolutionären Zitadellen zu dienen.

Für ein richtiges Verständnis des Wesens, der Rolle und des Funktionierens der CDR

Der Aufbau des demokratischen Volksstaates, das eigentliche Ziel der Augustrevolution, ist und wird nicht das Werk eines einzigen Tages sein. Es ist eine schwierige Aufgabe, die von uns riesige Opfer fordert. Der demokratische Charakter unserer Revolution verlangt von uns eine Dezentralisierung und Entflechtung der Verwaltungsmacht, um die Verwaltung näher an das Volk heranzubringen, um die öffentlichen Angelegenheiten zu einer Sache zu machen, die alle und jeden interessieren. Im Rahmen dieses riesigen und langwierigen Werkes haben wir die administrative Karte des Landes zwecks einer grösseren Effizienz umgestaltet.

Wir haben ebenfalls die Leitung der Verwaltung in einem revolutionären Sinn umgestaltet.

Gleichzeitig haben wir Beamte und Militärs, die aus verschiedenen Gründen mit unserer Revolution nicht Schritt halten konnten, abgesetzt. Aber es bleibt noch viel zu tun, wir sind uns dessen bewusst. Der Nationale Revolutionsrat, der im revolutionären, seit 4. August in Gang gesetzten Prozess, die Gestaltung, Leitung und Kontrolle des nationalen Lebens im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich wahrnimmt, muss auf den verschiedenen Gebieten des nationalen Lebens über lokale Instanzen verfügen. Und hier liegt der tiefe Sinn der Schaffung der CDR, welche die Vertretungen der revolutionären Macht in den Dörfern, den Stadtvierteln und am Arbeitsplatz sind.

Die CDR bilden die authentische Organisation des Volkes bei der Ausübung der revolutionären Macht. Sie sind das Werkzeug, welches sich das Volk geschmiedet hat,

um sich zum wirklichen Herrn über sein Schicksal zu machen, somit seine Kontrolle über alle Bereiche der Gesellschaft auszudehnen.

Die Waffen des Volkes, die Macht des Volkes, die Reichtümer des Volkes - über all das wird das Volk selbst verfügen und es sind die CDR, die dazu da sind.

Was ihre verschiedenen Rollen betrifft, so sind sie riesengross und vielfältig. Ihre erste Aufgabe ist die Organisation des gesamten Volkes von Obervolta, um es am revolutionären Kampf zu beteiligen. Das in den CDR organisierte Volk erhält nicht nur das Aufsichtsrecht über die Probleme seiner Zukunft, sondern nimmt auch teil an der Fassung von Beschlüssen und deren Ausführung.

Die Revolution als richtige Theorie, um die alte Ordnung zu zerstören und an deren Stelle eine neue Gesellschaft aufzubauen, kann nur von denen durchgeführt werden, die daran Interesse haben.

Die CDR sind somit die Sturmtruppen, die alle Widerstandsnester angreifen. Sie sind die Erbauer des neuen revolutionären Obervolta. Sie sind die revolutionäre Heife, und müssen die Revolution in alle Provinzen, in all unsere Dörfer, alle öffentlichen und privaten Dienste, in alle Familien, in alle Schichten tragen. Deshalb müssen die engagierten Revolutionäre in den CDR einen leidenschaftlichen Wettbewerb zur Erfüllung folgender, vordringlicher Aufgaben organisieren:

1. Die auf die Mitglieder des CDR ausgerichtete Aktion: Die engagierten Revolutionäre müssen die politische Erziehung ihrer Genossen übernehmen. Die CDR müssen Schulen der politischen Bildung sein.

2. Die auf die Massen gerichtete Aktion hat zum Ziel, diese mittels einer kühnen, unablässigen Propaganda und Agitation dazu zu bringen, massiv die Ziele des CNR zu unterstützen. Die CDR müssen der lügenhaften Propaganda und den Unterstellungen der Reaktion die eigene Propaganda entgegenzusetzen verstehen, also angemessene revolutionäre Erklärungen nach dem Prinzip, dass nur die Wahrheit revolutionär ist.

Die CDR müssen ihr Ohr bei den Massen haben, um sich über deren Geisteszustand, deren Bedürfnisse Rechenschaft ablegen zu können, um den CNR rechtzeitig zu informieren und konkrete Vorschläge in diesen Angelegenheiten zu machen.

Die CDR sind aufgefordert, die Fragen betreffend Verbesserungen im Interesse des Volkes zu untersuchen, indem sie Initiativen der Massen unterstützen.

Den direkten Kontakt mit den Volksmassen durch periodische offene Versammlungen zu organisieren, wo die interessierenden Fragen diskutiert werden, ist für die CDR eine gebieterische Notwendigkeit, wenn sie helfen wollen, die Direktiven des CNR korrekt anzuwenden. So werden den Massen in der Propagandaaktion die Entscheidungen des CNR erläutert. Ebenfalls erläutert werden sollen alle Massnahmen, die zur Verbesserung der Lebensbedingungen getroffen werden. Die CDR müssen, zusammen mit den Volksmassen aus Stadt und Land, gegen ihre Feinde und die Widerwärtigkeiten der Natur, wie auch für eine Veränderung ihrer materiellen und moralischen Existenzbedingungen kämpfen.

3. Die CDR werden auf eine rationelle Art und Weise arbeiten müssen, um so ein Kennzeichen unserer Revolution zu illustrieren: ihre unbeugsame Strenge. Daraus

folgt, dass sie sich mit ehrgeizigen, aufeinander abgestimmten Aktionsplänen versehen müssen, die für alle Mitglieder Gültigkeit haben.

Seit dem 4. August, einem Datum, das für unser Volk schon zu einem historischen geworden ist, haben die Vol-taer, dem Aufruf des CNR folgend, Initiativen entwickelt, um CDR zu bilden. So haben CDR in den Dörfern, in den Stadtvierteln, bald auch an den Arbeitsplätzen, in den Dienstleistungsbetrieben, in den Fabriken, in der Armee das Licht der Welt erblickt. Das alles ist das Ergebnis der spontanen Aktion der Massen. Jetzt aber kommt es darauf an, auf einer klaren Grundlage an ihrer inneren Struktur und ihrer Organisation auf nationaler Ebene zu arbeiten. Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich gegenwärtig das nationale Generalsekretariat der CDR.

Während wir darauf warten, dass die Gedankenarbeit, welche jetzt auf der Basis der gesammelten Erfahrungen gefestigt wird, definitive Ergebnisse zeitigt, begnügen wir uns, den Aufbau und die allgemeinen Leitlinien für das Funktionieren der CDR zu skizzieren.

Die erste Idee, die mit der Schaffung der CDR verfolgt wurde, ist die Demokratisierung der Macht. Die CDR werden zu den Organen, mittels derer das Volk jene Macht auf lokaler Ebene ausübt, welche von der zentralen, dem CNR übertragenen Macht ausgeht.

Der CNR stellt, ausserhalb der Sitzungen des Nationalkongresses, die höchste Gewalt im Staat dar. Er ist das Leitorgan dieses ganzen Aufbaus, dessen Leitprinzip der demokratische Zentralismus ist.

Der demokratische Zentralismus basiert einerseits auf der Unterordnung der Organe auf der unteren Stufen der Leiter unter die Organe auf den höheren. Deren höchste ist der CNR, dem sich alle übrigen Organisationen unter-

ordnen. Andererseits bleibt dieser Zentralismus demokratisch, denn das Prinzip der demokratischen Wahl gilt ausnahmslos auf allen Stufen und die Autonomie der lokalen Organe für alle wichtigen, sie betreffenden Fragen wird anerkannt, immer im Rahmen und unter Berücksichtigung der allgemeinen Richtlinien, die von der oberen Instanz vorgegeben sind.

Von der revolutionären Moral der CDR

Die Revolution zielt auf die Umwandlung der Gesellschaft in all ihren Verhältnissen ab, wirtschaftlich, sozial und kulturell. Sie zielt darauf ab, ein neues Obervolta zu schaffen, mit einer beispielhaften Moral und einem gesellschaftlichen Verhalten, weiche Bewunderung erregen und das Vertrauen der Massen beflügeln. Die neokoloniale Beherrschung hat unsere Gesellschaft einem derartigen Verfall preisgegeben, dass wir Jahre brauchen werden, um sie zu reinigen.

Deshalb müssen sich alle Engagierten der CDR neues Bewusstsein und ein neues Verhalten aneignen, um den Volksmassen ein gutes Beispiel geben zu können. Während wir die Revolution machen, müssen wir auf unsere eigene qualitative Veränderung achten. Denn ohne qualitative Veränderung jener, die dazu bestimmt sind, die Urheber der Revolution zu sein, ist es praktisch unmöglich, eine neue Gesellschaft zu schaffen, frei von Korruption, Diebstahl, Lüge und Individualismus in einem allgemeinen Sinn.

Wir müssen uns bemühen, unsere Worte und unsere Taten in Übereinstimmung zu bringen, unser gesellschaftliches Verhalten im Auge zu behalten, damit wir den Kon-

terrevolutionären, keine Angriffsflächen bieten, die darauf nur lauern.

Ständig daran zu denken, dass das Interesse der Volksmassen Vorrang vor den persönlichen Interessen hat, wird uns vor jeder Verirrung bewahren.

Die Betriebsamkeit einiger Militanter, die den Konterrevolutionären Traum hegten, sie könnten sich über die CDR Güter und Profite verschaffen, muss öffentlich aufgedeckt und bekämpft werden. Die Vordrängelei muss ausgemerzt werden.

Je schneller solche Mängel bekämpft werden, desto besser für die Revolution.

Von unserem Standpunkt aus ist der Revolutionär derjenige, der es versteht, bescheiden zu sein und gleichzeitig die Aufgaben, die ihm übertragen werden, sehr entschlossen anzupacken. Er erledigt seine Pflichten ohne Grosstuererei und erwartet keinerlei Entschädigung.

In letzter Zeit stellten wir fest, dass einige Kreise, die an der Revolution aktiv teilgenommen und deshalb erwartet hatten, ihnen komme eine Vorzugsbehandlung, Ehren, oder ein wichtiger Posten zu, sich aus Ärger einer Wühlarbeit hingaben, da sie aus der Sache keinen Gewinn gezogen haben. Das ist der Beweis, dass sie sich an der Revolution beteiligt haben, ohne je deren wirkliche Ziele zu begreifen. Man nimmt nicht an einer Revolution teil, um sich einfach der Posten der alten, gestürzten Potentaten zu bemächtigen. Nicht aus Rachsucht, geleitet vom Verlangen nach einer vorteilhaften Position für sich selbst: „Verschwinde von hier, damit ich mich einrichten kann.“ Diese Art von Motiv ist dem Ideal der Augustrevolution fremd, und wer davon bewegt wird, legt nur Zeugnis von seinem situationsbedingten kleinbürgerlichen Verhalten

ab, wenn es sich nicht gar um einen gefährlichen konter-revolutionären Opportunismus handelt.

Das Bild des Revolutionärs, welches der CNR im Bewusstsein aller verankern will, ist das eines Aktivisten, der Teil der Massen ist, der Vertrauen in sie hat und sie respektiert. Er enthält sich jeglicher verächtlicher Einstellung den Massen gegenüber. Er betrachtet sich nicht als Herr und Meister, dem die Massen Gehorsam und Unterwerfung schulden. Im Gegenteil, er lernt von den Massen, hört ihnen aufmerksam zu, gibt acht auf deren Meinungen. Er enthält sich aller autoritären Methoden, welche nur reaktionäres Bürokraten würdig sind.

Die Revolution unterscheidet sich von der zerstörerischen Anarchie. Sie verlangt eine beispielhafte Disziplin und ein beispielhaftes Betragen.

Vandalenakte und jede Art von abenteuerlichen Aktionen schwächen die Unterstützung der Revolution durch die Massen, statt sie zu stärken, und stösst unzählbare Massen von ihr ab.

Deshalb müssen die Mitglieder der CDR den Sinn für ihre Verantwortung vor dem Volk stärken und versuchen, Respekt und Bewunderung hervorzurufen.

Die festgestellten Mängel sind in den meisten Fällen Beweis für eine Unkenntnis des Charakters und der Ziele der Revolution. Um uns demgegenüber vorzusehen, müssen wir uns ins Studium der revolutionären Theorie vertiefen. Das theoretische Studium hebt unser Verständnis der verschiedenen Erscheinungen, hellt den Sinn für unsere Aktionen auf und bewahrt uns vor vielen Überheblichkeiten.

Wir müssen von jetzt an diesem Aspekt der Frage besondere Aufmerksamkeit widmen und uns bemühen, mit

dem Beispiel voranzugehen, das andere zu folgen anspornt.

Für eine Revolutionierung aller Bereiche der Gesellschaft Obervoltas.

Alle politischen Regimes, die einander bisher ablösten, waren bestrebt, ein Bündel von Massnahmen zur besseren Verwaltung der neukolonialen Gesellschaft zu ergreifen. Die von den verschiedenen Regimes durchgeführten Veränderungen begnügten sich mit der Zusammenstellung einer neuen Mannschaft bei anhaltender neukolonialer Macht. Keines dieser Regimes wollte oder konnte die sozioökonomischen Grundlagen der Gesellschaft Obervoltas infrage stellen. Das ist auch der Grund, weshalb sie alle scheiterten.

Die Augustrevolution zielt nicht darauf ab, ein Regime mehr in Obervolta zu errichten. Sie stellt einen Bruch mit allen bisherigen bekannten Regimes dar. Sie setzte sich als Endziel die Errichtung einer neuen Gesellschaft in Obervolta, in deren Rahmen der Bürger Obervoltas, beflügelt durch den revolutionären Geist, seines eigenen Glückes Schmied sein wird, eines Glücks, auf der Höhe der Anstrengungen, denen er selbst zugestimmt hat. Um dies zu erreichen, muss diese Revolution zum Missvergnügen konservativer und rückwärtsgewandter Kräfte eine vollständige und tiefgehende Umwälzung sein, die keinen Bereich ausspart, keinen Sektor der wirtschaftlichen, sozialen oder kulturellen Aktivität.

Revolutionierung aller Bereiche, aller Tätigkeitsfelder weist die Parole, die dem gegenwärtigen Augenblick entspricht. Kraft der hier dargelegten Leitlinie muss jeder

Bürger, welche Stellung er auch einnimmt, daran gehen, sein Tätigkeitsfeld zu revolutionieren.

Zuerst und jetzt betrifft die Philosophie der revolutionären Umwälzung folgende Sektoren:

Die nationale Armee

Die Frauenpolitik

Den wirtschaftlichen Aufbau

1. Die nationale Armee und ihr Platz in der demokratischen Volksrevolution

Gemäss der Verteidigungsdoktrin des revolutionären Obervolta darf ein bewusstes Volk die Verteidigung des Vaterlandes nicht einer Gruppe von Männern anvertrauen, wie auch immer ihre Sachkunde sein mag. Die bewussten Völker kommen selbst für die Verteidigung ihres Vaterlandes auf. In dieser Hinsicht sind unsere Streitkräfte nur eine spezialisiertere Abteilung als der Rest des Volkes, wenn es um die Gewährleistung der inneren und äusseren Sicherheit Obervoltas geht. In gleicher Weise gibt es und wird es auch in Zukunft ein sozialisiertes Gesundheitswesen geben, das seine Zeit den Fragen der Volksgesundheit widmet, obwohl die Gesundheit der Einwohner Obervoltas Angelegenheit des Volkes und jedes einzelnen Einwohners selbst ist.

Die Revolution schreibt den bewaffneten Streitkräften drei Aufgabenbereiche vor:

1. Imstande zu sein, jeden inneren und äusseren Feind zu bekämpfen und an der militärischen Ausbildung des übrigen Volkes teilzunehmen. Das bedingt eine erhöhte Operationsfähigkeit, indem aus jedem Armeeangehörigen ein fähiger Kämpfer gemacht wird anstelle der alten Ar-

mee, die nichts anderes war als eine Masse von Lohnbezügern.

2. An der nationalen Produktion teilzunehmen. Tatsächlich muss der neue Soldat an der Seite des Volkes, dem er angehört, leben und leiden. Schluss mit der geldfressenden Armee. Von jetzt an wird sie neben der Beherrschung des Waffenhandwerkes die Felder bestellen; sie wird Vieh züchten, Rinder, Schafe und Geflügel. Sie wird Schulen und Gesundheitszentren bauen, und deren Betrieb sichern, sie wird Strassen unterhalten und zwischen den Regionen auf dem Luftweg die Post, die Kranken und die Agrarprodukte transportieren.

3. Jeden Soldat in einen revolutionären Aktivisten verwandeln. Schluss mit der Zeit, in der man, im Gegensatz zur Wirklichkeit, Neutralität und Apolitismus der Armee vorschützte, und sie dadurch zum Bollwerk der Reaktion sowie zum Garanten der imperialistischen Interessen machte.

Schluss mit der Zeit, wo unsere nationale Armee sich wie ein fremdes Söldnerkorps in einem eroberten Land aufführte. Diese Zeit ist für immer vorbei. Versehen mit politischer und ideologischer Bildung werden unsere im revolutionären Prozess engagierten Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere aufhören, Kriminelle an der Macht zu sein, um zu bewussten Revolutionären zu werden, die sich unter dem Volk wie der Fisch im Wasser bewegt.

Als Armee im Dienste der Revolution, wird die nationale Volksarmee keinem Soldaten Platz bieten, der sein Volk verachtet, es knebelt und brutal behandelt. Eine Volksarmee im Dienste des Volkes, das wird die neue Armee sein, die wir an Stelle der neokolonialen aufbauen,

welche wahrhaft ein Unterdrückungsinstrument in den Händen der reaktionären Bourgeoisie darstellte und von dieser benutzt wurde, um das Volk zu beherrschen.

Eine solche Armee unterscheidet sich auch in ihrer inneren Organisation und in ihren Funktionsprinzipien grundsätzlich von der alten Armee. Anstelle des blinden Gehorsams der Soldaten gegenüber ihren Chefs, der Untergebenen gegenüber ihren Vorgesetzten wird sich eine gesunde Disziplin entwickeln, die trotz ihres strikten Charakters auf der bewussten Zustimmung der Männer und der Truppe aufbaut.

Im Gegensatz zu den Ansichten der reaktionären, vom Kolonialgeist beeinflussten Offiziere bedeutet die Politisierung der Armee, ihre Revolutionierung, nicht das Ende der Disziplin.

Die Disziplin einer politisierten Armee wird einen neuen Inhalt haben. Sie wird eine revolutionäre Disziplin sein. Diese Disziplin schöpft ihre Stärke aus der Tatsache, dass der Offizier und der Soldat, mit Rang und ohne Rang, was die menschliche Würde betrifft, gleichwertig sind und sich voneinander nur durch ihre konkreten Aufgaben und ihre jeweiligen Verantwortungsbereiche unterscheiden.

Kraft eines derartigen Verständnisses der Beziehungen zwischen den Männern müssen die militärischen Kader ihre Leute respektieren, sie lieben und sie gleichwertig behandeln.

Auch hier haben die CDR eine grundsätzliche Rolle zu spielen. Die Aktivisten der CDR im Rahmen der Armee müssen unermüdliche Pioniere des Aufbaus der nationalen Volksarmee unseres demokratischen Volksstaates sein.

Deren wesentliche Aufgaben werden sein:

1. Im Inneren: Die Verteidigung der Rechte und der Interessen des Volkes, Aufrechterhaltung der revolutionären Ordnung und Schutz der demokratischen Volksmacht.
2. Nach Aussen: Die Verteidigung der territorialen Integrität.

2. Die Frau in Obervolta: ihre Rolle in der demokratischen Volksrevolution

Das Gewicht der jahrhundertealten Traditionen in unserer Gesellschaft schreibt der Frau den Rang eines Lasttieres zu. Alle Plagen der neokolonialen Gesellschaft muss die Frau zweimal über sich ergehen lassen:

- zum einen kennt sie die gleichen Leiden wie der Mann;
- zweitens aber erfährt sie von Seiten des Mannes weiterhin Leid.

Unsere Revolution interessiert alle Unterdrückten, alle jenen, die in der gegenwärtigen Gesellschaft ausgebeutet werden. Demzufolge interessiert sie die Frau, denn die Grundlage ihrer Beherrschung durch den Mann befindet sich im Organisationssystem des politischen und wirtschaftlichen Systems der Gesellschaft. Indem die Revolution die Sozialordnung ändert, welche die Frau unterdrückt, schafft sie die Bedingungen für ihre wirkliche Emanzipation.

Die Frauen und Männer unserer Gesellschaft sind alle Opfer imperialistischer Unterdrückung und Vorherrschaft. Deshalb führen sie den gleichen Kampf. Die Revolution und die Befreiung der Frau gehen Hand in Hand. Und es ist nicht einfach eine wohltätige Handlung oder humanistischer Elan, von der Emanzipation der Frau zu

sprechen. Diese stellt eine grundlegende Notwendigkeit für den Triumph der Revolution dar. Die Frauen tragen auf ihren Schultern die andere Hälfte des Himmels.

Ein neues Bewusstsein der voltaischen Frau zu schaffen, welches ihr erlaubt, an der Seite des Mannes das Schicksal des Landes zu formen, ist eines der vordringlichsten Zielen der Revolution. Desgleichen braucht es ein verändertes Verhalten des Mannes gegenüber der Frau.

Bis jetzt war die Frau aus der Sphäre der Entscheidungen ausgeschlossen. Indem die Revolution der Frau Verantwortung übergibt, schafft sie die Bedingungen, um die kämpferische Initiative der Frauen freizulegen. Der CNR wird im Rahmen seiner revolutionären Politik an der Mobilisierung, der Organisierung und dem Zusammenschluss aller lebendigen Kräfte der Nation arbeiten, und die Frau kommt dabei nicht am Schluss. Sie wird in alle Kämpfe einbezogen werden, die wir gegen die verschiedenen Hemmnisse der neokolonialen Gesellschaft und für den Aufbau einer neuen Gesellschaft führen müssen. Sie wird auf allen Ebenen des Planungs-, Entscheidungsprozesses und der Ausführung einbezogen, in die Organisation des gesamten nationalen Lebens überhaupt.

Das Endziel dieses grandiosen Unternehmens ist der Aufbau einer freien, prosperierenden Gesellschaft, in der die Frau in allen Bereichen gleichberechtigt mit dem Mann sein wird.

Wir brauchen jedoch ein richtiges Verständnis der Frage der Frauenbefreiung.

Emanzipation ist nicht eine mechanische Gleichheit Mann und Frau. Den Frauen die bekannten Gewohnheiten der Männer zuzugestehen: Trinken, Rauchen, Hosen tragen, das ist nicht die Befreiung der Frau. Auch nicht

die Erlangung von Diplomen macht die Frau dem Manne gleich oder emanzipierter.

Das Diplon ist nicht ein Passe-partout für die Emanzipation.

Die wirkliche Emanzipation der Frau besteht darin, dass ihr Verantwortung übertragen wird, dass sie an den produktiven Tätigkeiten, an den Kämpfen teilnimmt, mit denen das Volk konfrontiert ist. Die wirkliche Emanzipation der Frau ist jene, die den Respekt und die Rücksichtnahme der Männer erzwingt.

Die Emanzipation kann, gleich wie die Freiheit, nicht auferlegt werden, sie muss erkämpft werden. Und es liegt an den Frauen selbst, ihre Forderungen vorzutragen und sich für deren Durchsetzung zu mobilisieren.

Die demokratische Volksrevolution wird die nötigen Bedingungen schaffen, welche den Frauen Obervoltas ermöglichen, sich voll und ganz zu verwirklichen. Denn wäre es möglich, das Ausbeutungssystem abzuschaffen und gleichzeitig die Ausbeutung der Frauen aufrechtzuerhalten, die ja mehr als die Hälfte unserer Gesellschaft ausmachen?

3. Eine unabhängige nationale Wirtschaft, welche die Selbstversorgung garantiert und im Dienste einer demokratischen Gesellschaft geplant wird.

Der revolutionäre Änderungsprozess, der seit dem 4. August läuft, setzt grosse demokratische Reformen für das Volk auf die Tagesordnung.

So ist sich der Nationale Revolutionsrat bewusst, dass der Aufbau einer unabhängigen, geplanten und der Selbstversorgung genügenden nationalen Wirtschaft eine radikale Umwälzung der gegenwärtigen Gesellschaft vor-

aussetzt, eine Umwälzung, die folgende grosse Reformen voraussetzt:

- *die Agrarreform*
- *die Verwaltungsreform*
- *die Schulreform;*
- *die Reform der Produktionsstrukturen und der Verteilung im modernen Sektor*

Die Agrarreform hat zum Ziel:

- die Arbeitsproduktivität zu erhöhen mittels einer besseren Organisation der Bauern und der Einführung moderner Agrartechniken in die ländliche Welt;
- eine vielfältige Landwirtschaft zu entwickeln, gleichzeitig mit einer regionalen Spezialisierung;
- alle Hindernisse zu beseitigen, die Teil der traditionellen sozioökonomischen Strukturen sind, welche die Bauern unterdrücken;
- schliesslich aus der Landwirtschaft die Stütze der industriellen Entwicklung zu machen.

Dies ist möglich, wenn wir dem Slogan der Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln seinen richtigen Sinn geben: er ist allzu sehr abgenutzt, weil er ohne Überzeugung verkündet wurde. Das bedeutet zunächst den offenen Kampf gegen die Natur, die im übrigen bei uns nicht unfruchtbarer ist als bei anderen Völkern, welche sie auf landwirtschaftlichem Gebiet auf wunderbare Weise besiegt haben. Der Nationale Revolutionsrat wiegt sich nicht in Illusionen von gigantischen und ausgeklügelten Projekten. Es werden im Gegenteil zahlreiche kleine Verbesserungen im landwirtschaftlichen System sein, die es erlauben, aus unserem Territorium ein grosses Feld zu machen, eine ununterbrochene Folge von Gehöften. Im

weiteren wird es sich um einen Kampf gegen die Aus-
hungerer des Volkes, gegen Spekulanten und landwirt-
schaftliche Kapitalisten jeglicher Sorte handeln. Schliess-
lich geht es um den Schutz vor der imperialistischen Vor-
herrschaft über unsere Landwirtschaft, im Hinblick auf
ihre Ausrichtung, auf den Raubbau an unseren Ressourcen
und die schmutzige Konkurrenz unserer einheimischen
Produktion durch Einfuhren, deren einziges Ver-
dienst in ihrer Verpackung für eine unter Snobismus lei-
dende Bourgeoisie liegt. Kostendeckende Preise und Ein-
richtungen der Nahrungsmittelindustrie werden den Bau-
ern Märkte für ihre Produkte während aller Jahreszeiten
bieten.

Die Verwaltungsreform: zielt darauf ab, die von der
Kolonisierung geerbte Verwaltung operationell zu ma-
chen.

Zu diesem Zweck muss sie von allen Übeln, die für sie
charakteristisch sind, befreit werden, namentlich von der
schwer auf ihr lastenden schikanösen Bürokratie und ih-
ren Folgen. Wir müssen zu einer vollständigen Überar-
beitung der Funktionsweise der öffentlichen Dienste
schreiten. Die Reform muss auf eine kostengünstigere,
eine wirkungsvollere und flexiblere Verwaltung hinaus-
laufen.

Die Schulreform: zielt darauf ab, eine neue Vorstel-
lung von Erziehung und Kultur voranzutreiben. Sie muss
darauf hinauslaufen, die Schule in ein Instrument im
Dienst der Revolution umzuwandeln. Die Absolventen
dürfen nicht ihren eigenen Interessen oder jenen der aus-
beuterischen Klassen dienen, sondern den Interessen der
Volksmassen.

Die revolutionäre Erziehung, die in der neuen Schule vermittelt werden wird, muss jedem eine Ideologie, ein Persönlichkeitsbild Obervoltas einprägen, welche das Individuum von allem Anpassertum freimacht. Den Schülern und Studenten beizubringen, sich auf kritische und positive Art die Ideen und Erfahrungen anderer Völker anzueignen, wird eine der Berufungen der Schulen einer Volksdemokratie sein. Um mit dem Analphabetismus und dem Aberglauben Schluss zu machen, müssen alle Energien für die Organisation der Massen mobilisiert werden, um sie zu sensibilisieren und in ihnen Wissensdurst zu erzeugen, indem ihnen die Nachteile der Unwissenheit aufgezeigt werden.

Ohne Beteiligung der unmittelbar Interessierten ist jede Politik der Bekämpfung des Analphabetismus zum Scheitern verurteilt. Was die Kultur in einer demokratischen Gesellschaft betrifft, so muss sie einen dreifachen, nämlich nationalen, revolutionären und volksnahen Charakter annehmen. Alles, was antinational, antirevolutionär und volksfeindlich ist, muss ausgerottet werden. Demgegenüber werden wir unsere Kultur verherrlichen, welche die Würde, den Mut, den Nationalstolz und die grossen menschlichen Tugenden gefeiert hat.

Die demokratische Volksrevolution wird die geeigneten Bedingungen für das Aufblühen einer neuen Kultur schaffen. Unsere Künstler werden freie Hand haben, kühn vorwärtzuschreiten. Sie werden die sich bietende Gelegenheit nützen müssen, um unsere Kultur auf Weltniveau zu heben.

Mögen die Schriftsteller ihre Feder in den Dienst der Revolution stellen.

Mögen unsere Musiker nicht nur die glorreiche Vergangenheit unseres Volkes besingen, sondern auch seine

strahlende und vielversprechende Zukunft. Die Revolution erwartet von unseren Künstlern, dass sie die Wirklichkeit zu beschreiben verstehen, dass sie davon lebendige Bilder machen, dass sie diese Bilder in melodiosen Noten ausdrücken können, und dabei gleichzeitig unserem Volk den richtigen, in eine bessere Zukunft fahrenden Weg angeben. Die Revolution erwartet von ihnen, dass sie ihr schöpferisches Genie in den Dienst einer nationalen, revolutionären und volksverbundenen Kultur Obervoltas stellen.

Man muss aus allem Guten der Vergangenheit, unseren Traditionen schöpfen können, aber auch aus dem Positiven der fremden Kulturen, um unserer Kultur eine neue Dimension zu geben.

Die unerschöpfliche Quelle für die schöpferische Inspiration der Massen liegt in den Volksmassen selbst. Mit den Massen leben zu können, sich an der Volksbewegung zu beteiligen, die Freuden und Leiden des Volkes zu teilen, mit ihm zu arbeiten und zu kämpfen, das sollten die Hauptsorgen unserer Künstler sein.

Vor dem Schaffen sich die Frage stellen: an wen richtet sich unser Werk? Wenn wir die Überzeugung haben, dass wir für das Volk Schaffen, dann müssen wir auch wirklich wissen, was das Volk ist, wie es sich zusammensetzt, welches seine tiefsten Anliegen sind.

Die Reform der Produktions- und Verteilungsstrukturen unserer Wirtschaft: die Reformen in diesem Bereich haben zum Ziel, Schritt für Schritt eine wirkliche Volkskontrolle über den Produktions- und Verteilungskreislauf in Obervolta herzustellen. Denn ohne eine wirkliche Beherrschung dieser Kreisläufe, ist es praktisch

unmöglich, eine unabhängige Wirtschaft im Dienste des Volkes aufzubauen.

Volk von Obervolta!

Aktive Genossinnen und Genossen der Revolution!

Die Bedürfnisse unseres Volkes sind riesengross. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse macht revolutionäre Veränderungen in allen Bereichen notwendig.

So sind im Gesundheits- und sozialen Bereich folgende Ziele zu erreichen:

- Gesundheitseinrichtungen, die für alle erreichbar sind;
- Aufbau einer Unterstützung und eines Schutzes für Mütter und Kinder;
- eine Politik der Immunisierung gegen ansteckende Krankheiten durch die Vervielfachung von Impfkampagnen;
- eine Sensibilisierung der Massen, damit sie sich gute Hygienegewohnheiten aneignen.

Alle diese Ziele können ohne ein bewusstes Mitwirken der Volksmassen selbst unter der revolutionären Anleitung der Gesundheitsdienste nicht erreicht werden.

Im Wohnungsbereich, einem entscheidenden Bereich, müssen wir eine kraftvolle Politik einleiten, um mit der Immobilienspekulation und mit der Ausbeutung der Werktätigen durch wucherische Mietzinse Schluss zu machen. Wichtige Massnahmen müssen in diesem Bereich getroffen werden, um

- vernünftige Mietzinse einzufahren;
- eine rasche Parzellierung der Quartiere zu erreichen;
- in grossem Rahmen und genügender Zahl für die Werktätigen Wohnhäuser zu bauen.

Ein wichtiges Anliegen des CNR ist die Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten Obervoltas im gemeinsamen Kampf gegen die Feinde unserer Revolution.

Es gibt in unserem Land in der Tat eine Vielzahl von Volksgruppen, die sich in Sprache und Gebräuchen voneinander unterscheiden. Es ist die Gesamtheit dieser Nationalitäten, welche die Nation Obervoltas bildet. Der Imperialismus mit seiner Politik des Teilens und Beherrschens hat sich angestrengt, die Widersprüche zwischen ihnen zu verschärfen, um die einen gegen die andern aufhetzen zu können.

Die Politik des CNR zielt auf die Vereinigung dieser verschiedenen Nationalitäten ab, damit sie in Gleichheit leben und sich der gleichen Erfolgchancen erfreuen können. Um dies zu erreichen, wird der Akzent besonders auf folgende Punkte gelegt:

- die wirtschaftliche Entwicklung der verschiedenen Regionen;
- die Förderung des wirtschaftlichen Austausches zwischen den Regionen;
- Kampf gegen die Vorurteile unter den Volksgruppen, Beilegung der sie trennenden Streitigkeiten im Geiste der Einheit;
- Bestrafung der Spalter.

Angesichts all der Probleme, mit denen sich unser Land konfrontiert sieht, erscheint die Revolution als eine Herausforderung, mit der wir fertig werden müssen, angespornt durch unseren Siegeswillen, mit der tatkräftigen Beteiligung der Volksmassen, die im Rahmen der CDR mobilisiert werden.

In naher Zukunft wird die Ausarbeitung der Bereichsprogramme das ganze Territorium Obervoltas zu einem grossen Werkplatz machen, wo der Wettbewerb unter allen arbeitsfähigen Einwohnern gefordert wird für den gnadenlosen Kampf den wir führen, um dieses Land in ein wohlhabendes und strahlendes Land zu verwandeln, ein Land, wo das Volk der einzige Herr aller materiellen und immateriellen Reichtümer der Nation ist.

Schliesslich müssen wir den Platz der Revolution Obervoltas im revolutionären Weltprozess definieren. Unsere Revolution ist integrierender Teil der weltweiten Bewegung für Frieden und Demokratie gegen den Imperialismus und jede Art von Hegemonismus.

Deshalb bemühen wir uns, diplomatische Beziehungen mit allen Ländern, ungeachtet ihres politischen und wirtschaftlichen Systems, auf der Grundlage folgender Prinzipien herzustellen:

- gegenseitige Respektierung der Unabhängigkeit, territorialen Integrität und nationalen Souveränität;
- gegenseitiger Nicht-Angriff;
- keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten;
- Handel mit allen Ländern auf gleichberechtigter Basis und gemäss dem Prinzip des gegenseitigem Vorteils.
- Unsere Solidarität und unsere aktive Unterstützung der nationalen Befreiungsbewegungen, die für die Unabhängigkeit ihres Landes und die Befreiung ihrer Völker kämpfen. Diese Unterstützung richtet sich besonders:
 - an das Volk Namibias unter Leitung der SWAPO;
 - an das saharauische Volk in seinem Kampf um die Wiedererlangung seines nationalen Territoriums;
 - an das palästinensische Volk in seinem Kampf um seine nationalen Rechte.

In unserem Kampf sind die antiimperialistischen Länder Afrikas unsere objektiven Verbündeten. Die Annäherung an diese Länder ist nötig geworden wegen der neokolonialen Neugruppierung, die auf unserem Kontinent stattfindet.

Es lebe die Demokratische Volksrevolution!

Es lebe der Nationale Revolutionsrat!

Vaterland oder Tod, wir werden siegen!

UNO-Rede

Rede vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen, Oktober 1984

Herr Präsident, Herr Generalsekretär, verehrte Vertreter der internationalen Gesellschaft,

Ich bin hierhergekommen, um Ihnen die brüderlichen Grüße eines Landes, von 274'000 km² Fläche zu überbringen, wo sieben Millionen Kinder, Frauen und Männer sich von nun an weigern, an Unkenntnis, Hunger und Durst zu sterben; eines Landes, dem es während eines Vierteljahrhunderts nicht gelungen ist, wirklich als souveräner Staat zu leben mit einem Sitz in der UNO.

Ich spreche an dieser 39. Generalversammlung zu Ihnen im Namen eines Volkes, das entschieden hat, sich auf dem Land seiner Vorfahren zu behaupten und die Verantwortung, für seine Geschichte in die eigenen Hände zu nehmen, und zwar sowohl in ihren positiven als auch negativen Aspekten, ohne jeden Komplex.

Schliesslich komme ich hierher im Auftrag des Nationalen Revolutionsrates von Burkina Faso, um Ihnen die Ansichten unseres Volkes zu den Punkten der Tagesordnung darzulegen, denen die tragische Verkettung der Ereignisse zugrunde liegt, die an diesem Ende des 20. Jahrhunderts die Welt in schmerzhafter Weise spalten. Eine Welt, wo die Menschheit in einen Zirkus verwandelt worden ist, zerrissen durch Kämpfe zwischen den Grossen und minder Grossen, geschlagen von bewaffneten Banden, der Gewalttätigkeit und der Ausplünderung preisgeben.

Eine Welt, in der Nationen, die sich der internationalen Rechtsprechung unterwerfen, gesetzlose Gruppen kommandieren, die von Raub leben, und mit dem Gewehr in der Hand schändliche Geschäfte tätigen.

Herr Präsident,

Ich habe nicht die Absicht, hier Dogmen zu verkünden. Ich bin weder ein Messias noch ein Prophet. Ich befinde mich nicht im Besitz der Wahrheit. Mein einziger Ehrgeiz besteht in einem doppelten Streben:

- erstens, in einer einfachen Sprache, der Sprache der Offenheit und Klarheit, im Namen meines Volkes, des Volkes von Burkina Faso, sprechen zu können;
- zweitens auf meine Weise der Stimme des „grossen Volkes der Enterbten“ Ausdruck geben zu können, das jener Welt angehört, die man boshafter Weise „Dritte Welt“ getauft hat. Und dann, auch wenn es mir nicht gelingt, mich verständlich zu machen, die Gründe für unsere Revolte darzulegen.

All dies kennzeichnet das Interesse, das wir der UNO entgegenbringen; aus der Forderung nach unseren Rech-

ten schöpfen wir die Kraft und die Strenge des klaren Bewusstseins unserer Aufgaben.

Wohl niemand wird sich wundern, Ex-Obervolta, das heutige Burkina Faso, in dieser verachteten Rumpelkammer, der Dritten Welt nämlich, anzutreffen, welche im Augenblick der formellen Unabhängigkeitserklärungen von den anderen Welten erfunden worden ist, um unsere geistige, kulturelle, wirtschaftliche und politische Entfremdung besser gewährleisten zu können. Wir wollen uns hier einsetzen, ohne jedoch diesen gigantischen Geschichtsbetrug zu rechtfertigen. Noch viel weniger, um zu akzeptieren, „Hinterhof eines überfressenen Westens“ zu sein. Demgegenüber möchten wir das Bewusstsein stärken, einer trikontinentalen Gesamtheit anzugehören. Wir möchten unterstreichen und zwar als Blockfreie und mit unserer festen Überzeugung - dass eine besondere Solidarität die drei Kontinente Asien, Lateinamerika und Afrika im gemeinsamen Kampf gegen die gleichen politischen Schieber, die gleichen wirtschaftlichen Ausbeuter, verbindet.

Unsere Präsenz in der Dritten Welt anzuerkennen, heisst - um José Martí zu zitieren - „zu bestätigen, dass wir auf unserer Wange jeden Schlag, der irgendeinem Menschen auf dieser Welt versetzt wurde, spüren“. Wir haben bisher die andere Wange hingehalten. Die Ohrfeigen haben sich verdoppelt. Aber das Herz des Bösen hat sich nicht erweicht. Sie haben die Wahrheit des Gerechten mit Füßen getreten. Sie haben Christi Worte verraten. Sie haben sein Kreuz in eine Keule verwandelt. Und nachdem sie sich mit seinem Gewand bekleidet hatten, haben sie unsere Körper und unsere Seelen zerrissen. Sie haben eine Botschaft pervertiert. Sie haben ihn verwestlicht, während wir ihn als universelle Befreiung auf-

fassten. Dann haben sich unsere Augen geöffnet angesichts der Realität des Klassenkampfes. Wir werden keine Ohrfeigen mehr erhalten. Es muss verkündet werden, dass es für unsere Völker nur eine Rettung geben kann, wenn wir allen Modellen, die Scharlatane jeden Schlages uns während zwanzig Jahren zu verkaufen versuchten, den Rücken kehren. Es kann für uns keine Rettung geben, wenn wir diese Verweigerung nicht durchziehen. Keine Entwicklung ohne diesen Bruch.

Im übrigen sind alle neuen „Meister-Denker“ angesichts des schwindelerregenden Anwachsens dieser Milliarden Menschen in Lumpen aus ihren Träumen gerissen worden, eingeschüchtert von der Drohung, welche die vom Hunger geplagte Masse auf ihren Magen lasten lässt. Sie beginnen ihre Reden neu zu fassen und suchen fieberhaft, einmal mehr an unserer Stelle, nach Wundermitteln und neuen Formen für die Entwicklung unserer Länder. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, die zahlreichen Dokumente dieser unzähligen Kolloquien und Seminare zu lesen. Ich bin weit davon entfernt, die geduldigen Anstrengungen ehrlicher Intellektueller lächerlich zu machen, die - weil sie Augen haben zu sehen - die schrecklichen Konsequenzen der Verwüstungen entdecken, welche sogenannte „Spezialisten“ in Sachen Entwicklung in der Dritten Welt angerichtet haben.

Meine Befürchtung ist, dass die Prosperos jeder Sorte die Ergebnisse so vieler Anstrengungen mit Beschlag belegen, um daraus eine Waffe zu machen, die bestimmt ist, uns in eine auf den Geschmack unserer Zeit getrimmte Sklavenwelt zurückzuschicken. Diese Befürchtung ist umso gerechtfertigter, als das diplomierte afrikanische Kleinbürgertum, wenn nicht gar jenes der ganzen Dritten Welt, nicht bereit ist, auf seine Privilegien zu verzichten,

sei es aus geistiger Faulheit, sei es einfach, weil es an der westlichen Welt Geschmack gefunden hat. Es vergisst deshalb, dass jeder wirkliche politische Kampf eine gewissenhafte theoretische Auseinandersetzung erfordert und es verweigert sich der geistigen Anstrengung, neue Konzepte zu erfinden, die dem uns erwartenden mörderischen Kampf gerecht werden. Als passive und bemitleidenswerte Konsumenten sind sie bis oben hin voll von den fetischisierten Vokabeln des Westens, so wie sie voll sind von seinem Whisky und Champagner, ausgedient in seinen Salons, wo jene zweifelhafte Harmonie herrscht. Man sucht seit den Konzepten der „Negritude“ und der „African personality“, die nun auch vom Alter gezeichnet sind, vergebens nach wirklich neuen Ideen, die den Köpfen unserer „grossen“ Intellektuellen entsprungen sind. Der Wortschatz und die Ideen kommen anderswoher. Unsere Professoren, unsere Ingenieure und Wirtschaftswissenschaftler begnügen sich damit, ein wenig Farbe beizugeben, weil sie von den europäischen Universitäten, deren Produkt sie sind, oft nur ihre Diplome und den milden Geschmack der Adjektive oder Superlative mitgenommen haben!

Es ist dringend notwendig, dass unsere Kader und unsere Schreibtischarbeiter lernen, dass es keine unschuldige Schreibweise gibt. In dieser Zeit der Stürme können wir nicht unseren Feinden von gestern und von heute das Monopol des Denkens, der Vorstellungskraft und der Kreativität überlassen. Bevor es zu spät ist - denn es ist schon spät - müssen diese Eliten, diese Männer Afrikas, der Dritten Welt, zu sich selbst zurückfinden, das heisst zu ihren Gesellschaften, zum Elend, das wir geerbt haben; und zwar nicht nur, um zu verstehen, dass der Kampf um ein Denken im Dienste der enterbten Massen

nicht vergeblich ist, sondern auch, dass sie auf internationaler Ebene nur glaubhaft werden können, wenn sie wirklich ein getreues Abbild ihrer Völker erfinden oder noch besser geben. Ein Bild, das ihnen ermöglicht, tiefgreifende Veränderungen der sozialen und politischen Lage zu verwirklichen, die geeignet sind, uns aus fremder Vorherrschaft und Ausbeutung herauszureissen, welche unsere Staaten einzig der Perspektive des Bankrotts ausliefern.

Das ist, was wir, das Volk von Burkina Faso, in jener Nacht des 4. August 1983, beim ersten Funkeln der Sterne am Himmel unserer Heimat erfasst haben. Wir mussten uns an die Spitze der aufständischen Bauern stellen, die sich auf dem Land ankündigten, Bauern, die durch das Vorrücken der Wüste verwirrt, von Hunger und Durst erschöpft und ihrem Schicksal überlassen waren. Wir mussten den Revolten der erwerbslosen frustrierten städtischen Massen einen Sinn geben, die es müde waren, die Limousinen der entfremdeten, sich an der Spitze des Staates ablösenden Eliten in den Strassen zirkulieren zu sehen. Denn diese Eliten konnten ihnen nichts anderes als falsche Lösungen anbieten, welche in den Himen anderer ausgedacht und entwickelt wurden. Wir mussten den gerechten Kämpfen der Volksmassen, die sich gegen den scheusslichen Imperialismus mobilisierten, eine ideologische Seele geben. An die Stelle der vorübergehenden Revolte, die lediglich ein Strohfeuer ist, sollte ein für allemal die Revolution treten, der ewige Kampf gegen jegliche Herrschaft. Andere vor mir haben festgestellt und andere nach mir werden noch feststellen, wie breit der Graben zwischen den wohlhabenden Völkern und jenen geworden ist, die sich nur danach sehnen, etwas zum Essen gegen den Hunger, etwas zum Trinken gegen

den Durst zu haben, zu überleben und ihre Würde zu bewahren. Aber niemand kann sich vorstellen, wie sehr bei uns das Korn der Armen die Kuh der Reichen ernährt hat!

Im Falle des ehemaligen Obervolta war dieser Prozess beispielhaft. Wir waren die magische Verdichtung, die Zusammenfassung aller Übel, die über alle sogenannten Entwicklungsländer hereingebrochen waren. Das Zeugnis der ohne Sinn und Verstand als Allheilmittel angepriesenen Hilfe spricht Bände. Wenig zahlreich sind die Länder, die wie das meine von Hilfe jeder Art geradezu überschwemmt worden sind. Diese Hilfe hielt man im Prinzip für einen Dienst an der Entwicklung. Aber man wird da, wo früher Obervolta war, vergeblich nach Zeichen suchen, die auf eine Entwicklung hinweisen könnten. Die Männer an den verantwortlichen Stellen konnten diesen Zufluss von aussen, sei es aus Naivität oder Klassenegoismus, nicht beherrschen, seine Auswirkungen nicht erfassen und die im Interesse unseres Volkes liegenden Forderungen nicht zum Ausdruck bringen.

In der Analyse einer Tabelle, die 1983 vom Sahel-Club veröffentlicht worden ist, kommt Jacques Giri in seinem Werk „Le Sahel demain“ mit viel gutem Willen zum Schluss, dass die Sahel-Hilfe aufgrund ihres Gehaltes und der durch sie ausgelösten Mechanismen nicht mehr als eine Überlebenshilfe ist. Nur dreissig Prozent dieser Hilfe, unterstreicht er, erlauben dem Sahel das einfache Überleben. Gemäss Jacques Giri hat diese Auslandhilfe keine anderen Ziele, als mit der Entwicklung der unproduktiven Sektoren fortzufahren und so unsern kleinen Staatshaushalten unerträgliche Belastungen aufzubürden, den ländlichen Raum zu desorganisieren, das Defizit unserer Handelsbilanzen und unsere Verschuldung zu vergrössern.

Einige schematische Angaben, um das ehemalige Ober-volta zu charakterisieren:

- Sieben Millionen Einwohner, darunter mehr als sechs Millionen Bäuerinnen und Bauern.
- Eine Kindersterblichkeit von schätzungsweise 180 auf 1'000.
- Eine auf vierzig Jahre begrenzte Lebenserwartung.
- Eine Analphabetenrate von 98%, wenn wir jene als alphabetisiert erfassen, die in einer Sprache lesen, schreiben und sprechen können.
- Ein Arzt auf 50'000 Einwohner.
- Eine Einschulungsrate von 16%.
- Und schliesslich ein Bruttoinlandprodukt pro Kopf von 53'356 Francs CFA (= ca. 270 SFr./ 340.- DM), was kaum mehr als 100 US-Dollar sind.

Die Diagnose ist offensichtlich düster. Die Quelle des Übels war politischer Natur. Die Behandlung kann demzufolge nur politisch erfolgen. Natürlich ermutigen wir die Hilfe, die uns hilft, uns der Hilfe zu entledigen. Aber im allgemeinen läuft die Unterstützungs- und Hilfspolitik nur darauf hinaus, uns zu desorganisieren, zu unterjochen und die Verantwortung für unseren eigenen wirtschaftlichen Raum wegzunehmen. Wir haben uns entschieden, das Risiko auf uns zu nehmen, neue Wege einzuschlagen, um glücklicher zu werden. Wir haben uns entschieden, neue Techniken anzuwenden. Wir haben uns entschieden, neue, unserer Zivilisation angepasste Organisationsformen zu erforschen. Dazu haben wir auf schroffe Weise und für immer jede Art von fremdem Diktat zurückgewiesen, um so die Voraussetzungen für ein würdiges Le-

ben zu schaffen, das unseren grossen Ambitionen entspricht.

Wir weisen den Zustand des einfachen Überlebens zurück, wir lockern den äusseren Druck, wir befreien die ländlichen Gebiete von mittelalterlichem Immobilismus und vom Rückschritt, wir demokratisieren unsere Gesellschaft, wir öffnen den Blick auf eine Welt der kollektiven Verantwortung, damit wir wagen, die Zukunft selbst zu erfinden.

Wir zerschlagen und bauen die Verwaltung mittels eines anderen Beamtenbildes wieder auf, wir tauchen unsere Armee ins Volk ein, indem wir sie an der produktiven Arbeit beteiligen und ihr unablässig in Erinnerung rufen, dass ein Soldat ohne patriotische politische Bildung lediglich ein Krimineller an der Macht ist.

Das ist unser politisches Programm.

Was die Wirtschaftsführung betrifft, so lernen wir, einfach zu leben, uns Sparsamkeit aufzuerlegen und sie zu akzeptieren, um selbst in der Lage zu sein, unsere grossen Zukunftsentwürfe zu verwirklichen.

Dank des Vorbilds der nationalen Solidaritätskasse, die durch freiwillige Beiträge gespeist wird, beginnen wir schon jetzt, auf die grausamen Fragen zu antworten, welche uns die Dürre stellt. Wir unterstützen die Prinzipien von Alma-Ata und wenden sie an, indem wir den Bereich der primären Gesundheitsversorgung ausdehnen. Wir haben die Strategie des Gobi FFF zu unserer, zur Staatspolitik gemacht, wie es die UNICEF empfohlen hat.

Durch Vermittlung der UNSO sollte die UNO nach unserer Meinung den von der Dürre betroffenen Ländern ermöglichen, mittel- und langfristige Pläne aufzustellen, damit diese Länder die Nahrungsmittelselbstversorgung erreichen.

Um das 21. Jahrhundert vorzubereiten, haben wir mit der Schaffung einer besonderen Abteilung unserer Lotterrie „Instruisons nos enfants“ (Unterrichten wir unsere Kinder), eine grosse Kampagne für die Erziehung und Bildung unserer Kinder in einer neuen Schule lanciert. Durch den segensreichen Einsatz der Comités de Défense de la Révolution haben wir ein umfangreiches Programm zum Bau von Sozialwohnungen (500 in drei Monaten), Strassen, kleinen Wasserrückhaltebecken etc. in Gang gesetzt. Unser wirtschaftliches Ziel ist, dahingehend zu wirken, dass Hirn und Arm eines jeden Einwohners von Burkina Faso ihm mindestens dazu dienen, sich durch Erfindungsgeist und Schaffenskraft zwei Mahlzeiten pro Tag und genügend Trinkwasser zu sichern.

Wir schwören, wir verkünden feierlich, dass in Burkina Faso von jetzt an nichts mehr ohne Beteiligung seiner Bevölkerung geschehen wird. Nichts, was nicht zuvor von uns selbst entschieden, von uns selbst ausgearbeitet worden ist. Es wird keine Anschläge mehr auf unsere Gefühle und unsere Würde geben.

Kraft dieser Gewissheit möchten wir, dass unsere Worte alle erreichen, die leiden, alle, deren Würde durch eine Minderheit oder durch ein Unterdrückungssystem geknebelt wird.

Erlauben Sie, die Sie mir zuhören, dass ich folgendes sage: Ich spreche nicht nur im Namen meiner Heimat Burkina Faso, die ich sehr liebe, sondern auch im Namen aller, die irgendwo leiden:

Ich spreche im Namen jener Millionen von Menschen, die in Ghettos leben, weil ihre Haut schwarz ist, oder weil sie aus einer andern Kultur stammen und deren Status kaum höher als der eines Tieres ist.

Ich leide mit den massakrierten, vernichteten, erniedrigten und seit Jahrhunderten in Reservaten eingesperrten Indianern, die keinerlei Rechte gemessen und deren Kultur sich nicht bereichern kann, indem sie eine glückliche Verbindung mit anderen Kulturen eingeht, inbegriffen die Kultur des Eroberers.

Ich ergreife das Wort im Namen der Arbeitslosen eines strukturell ungerechten und konjunkturell aus der Bahn geworfenen Systems. Sie sind dazu verurteilt das Leben nur als Reflex auf das Leben der Bessergestellten wahrzunehmen.

Ich spreche im Namen der Frauen der ganzen Welt, die unter einem von den Männern auferlegten Ausbeutungssystem leiden. Was uns betrifft, so sind wir bereit, alle Vorschläge aus der ganzen Welt entgegenzunehmen, die zu einer vollen Entfaltung der Frauen Burkina Fasos verhelfen können. Im Gegenzug lassen wir alle Länder an der positiven Erfahrung teilhaben, die wir nun mit den Frauen machen, welche auf allen Stufen des Staatsapparates und des gesellschaftlichen Lebens in Burkina Faso präsent sind. Frauen, die kämpfen und mit uns zusammen verkünden, dass der Sklave, der nicht fähig ist, seine Revolte selbst durchzuführen, nicht verdient, dass man sich seines Schicksals erbarme.

Dieser Sklave ist für sein Schicksal selbst verantwortlich, wenn er sich über die verdächtige Herablassung eines Herrn Illusionen macht, der behauptet, ihn freilassen zu wollen. Nur der Kampf befreit, und wir rufen alle unsere Schwestern aller Rassen auf, sich zum Sturm auf die Eroberung ihrer Rechte aufzumachen.

Ich spreche im Namen der Mütter unserer mittellosen Länder, die ihre Kinder an Malaria und Durchfall sterben sehen und nicht wissen, dass es einfache Mittel gibt, um

sie zu retten. Die Wissenschaft der Multis enthält sie ihnen vor und zieht es vor, in ihre kosmetischen Labors sowie in die Schönheitschirurgie zu investieren, um die Launen einiger Frauen oder Männer zu befriedigen, deren Eitelkeit wegen des Übermasses an Kalorien ihrer allzu reichlichen Mahlzeiten angegriffen ist, deren Regelmäßigkeit uns aus dem Sahel schwindlig macht. Diese einfachen Mittel, die von der WHO und der UNICEF empfohlen werden, haben wir zu übernehmen und zu popularisieren entschieden.

Ich spreche auch im Namen des Kindes, des Kindes des Armen, das Hunger hat und vergeblich auf die reichen Auslagen eines Ladens für Reiche schielt. Der Laden ist durch eine dicke Scheibe geschützt. Die Scheibe selbst wiederum durch ein unüberwindliches Gitter. Und das Gitter wird bewacht von einem behelmten Polizisten mit einem Gummiknüppel. Dieser Polizist ist vom Vater eines andern Kindes dorthin gestellt worden, welches sich hier bedient oder vielmehr bedienen lässt, weil es alle Garantien für die Anerkennung und die kapitalistischen Normen des Systems vorweisen kann.

Ich spreche im Namen der Künstler (Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler), anständigen Menschen, die zusehen müssen, wie sich ihre Kunst vor der Alchimie des Showbusiness prostituiert.

Ich erhebe meine Stimmen im Namen der Journalisten, die zum Schweigen oder zur Lüge verurteilt sind, um nicht das schwere Los der Arbeitslosigkeit ertragen zu müssen.

Ich protestiere im Namen der Sportler der ganzen Welt, deren Muskeln von den politischen Systemen oder den modernen Sklavenhändlern ausgebeutet werden.

In meinem Land konzentriert sich alles Unglück der Völker, es stellt eine schmerzhaft Synthese aller Leiden der Menschheit dar, aber auch und vor allem der Hoffnungen in unsere Kämpfe. Deshalb fiebre ich selbstverständlich auch im Namen der Kranken, die ängstlich den Horizont einer Wissenschaft erforschen, welche von den Waffenhändlern vollständig in Anspruch genommen wird. Meine Gedanken gehen zu denen, die von der Zerstörung der Natur betroffen sind, und zu jenen dreissig Millionen, die - wie jedes Jahr - von der schrecklichen Waffe des Hungers umgebracht werden.

Als Soldat kann ich den Soldaten nicht vergessen, der - den Finger am Abzug - den Befehlen gehorcht und dabei weiss, dass die abgefeuerte Kugel nur die Botschaft des Todes trägt.

Schliesslich möchte ich meiner Empörung Ausdruck geben, wenn ich an die Palästinenser denke, die von einer unmenschlichen Menschheit dazu bestimmt worden sind, an die Stelle eines anderen Volkes zu treten, das gestern noch in aller Ruhe dem Martyrium preisgegeben wurde. Ich denke an dieses tapfere palästinensische Volk, an die zersprengten Familien, die durch die Welt irren auf der Suche nach einem Asyl. Mutig, entschlossen, stoisch und unermüdlich rufen die Palästinenser jedem menschlichen Bewusstsein die Notwendigkeit und die moralische Verpflichtung in Erinnerung, die Rechte eines Volkes zu respektieren. Zusammen mit ihren jüdischen Brüdern sind sie antizionistisch.

An meiner Seite befinden sich die brüderlichen Soldaten des Iran und des Irak, die in einem selbstmörderischen Bruderkrieg sterben. Ich fühle mich ebenfalls meinen Genossen aus Nicaragua nahe, deren Häfen vermint sind, deren Städte bombardiert werden, und die trotz al-

lem mit Mut und Klarsicht ihrem Schicksal begegnen. Ich leide mit allen, die in Lateinamerika unter den imperialistischen Übergriffen leiden.

Ich möchte an der Seite der Völker Afghanistans und Irlands stehen, an der Seite der Völker Grenadas und Osttimors, jedes auf der Suche nach dem Glück, das ihre Würde und die Gesetze ihrer Kultur vorschreibt.

Ich erhebe mich hier im Namen all jener, die auf irgendeinem Weltforum ihre Stimme vergeblich einzubringen versuchten und ihr Anliegen wirklich beachtet sehen wollen.

Auf dieser Bühne haben viele vor mir das Wort ergriffen, andere kommen nach mir. Aber nur einige wenige werden die Entscheidungen treffen. Dennoch sind wir hier alle als gleichberechtigt vorgestellt. So mache ich mich nun zum Sprachrohr all jener, die vergeblich auf irgendeinem Weltforum sich Gehör verschaffen wollen. Ja, ich will im Namen all jener sich selbst überlassenen sprechen, weil ich „ein Mensch bin und nichts menschliches mir fremd ist“.

Unsere Revolution in Burkina Faso ist offen gegenüber dem Unglück aller Völker. Sie lässt sich auch von den Erfahrungen aller Menschen seit dem ersten Atemzug der Menschheit inspirieren.

Wir wollen die Erben aller Revolutionen der Welt sein, aller Freiheitskämpfe der Völker der Dritten Welt. Wir hören auf die grossen Umwälzungen, welche die Welt verändert haben. Wir lernen aus der amerikanischen Revolution die Lektion ihres Sieges gegen die koloniale Vorherrschaft und die Konsequenzen dieses Sieges. Wir machen die Bekräftigung der Doktrin der Nichteinmischung der Europäer in die amerikanischen Angelegen-

heiten und der Amerikaner in die europäischen Angelegenheiten zur unsere. Was Monroe 1823 erklärte, nämlich „Amerika den Amerikanern“, nehmen wir auf, indem wir sagen „Afrika den Afrikanern“, „Burkina Faso den Burkinabern“. Die Französische Revolution von 1789 erschütterte die Grundlagen des Absolutismus und lehrte uns die Menschenrechte, welche mit den Rechten der Völker auf Freiheit verbunden sind.

Die grosse Oktoberrevolution von 1917 hat die Welt verändert, sie hat den Sieg des Proletariats ermöglicht, sie hat die Grundlagen des Kapitalismus ins Wanken gebracht und die Träume der Pariser Kommune von einer sozialen Gerechtigkeit Wirklichkeit werden lassen.

Offen gegenüber allen Willensäusserungen der Völker und ihren Revolutionen, eingedenk auch gewisser schrecklicher Fehlschläge, die zu tragischen Unterlassungen im Bereich der Menschenrechte geführt haben, wollen wir von jeder Revolution nur den reinen Kern erhalten; der uns verbietet, uns der Realität anderer zu unterwerfen, auch wenn wir uns im Reich der Ideen in einer Interessengemeinschaft befinden.

Herr Präsident,

Jetzt ist keinerlei Schwindel mehr möglich. Die neue Weltwirtschaftsordnung, für die wir kämpfen und weiterhin kämpfen werden, kann nur verwirklicht werden:

- wenn es uns gelingt, die alte Ordnung, die uns ignoriert, zu zerstören;
- wenn wir den Platz einnehmen können, der uns in der politischen Organisation der Welt zukommt;
- wenn wir, unseres Gewichts in der Welt bewusst, ein Aufsichts- und Entscheidungsrecht über die Mechanis-

men erhalten, die den Handel, die Wirtschaft und das Währungssystem auf Weltebene regeln.

Die neue Weltwirtschaftsordnung steht, ganz einfach, Seite an Seite mit den anderen Rechten der Völker (Recht auf Unabhängigkeit, freie Wahl der Regierungsformen und -strukturen), wie auch das Recht auf Entwicklung. Und wie alle anderen Rechte der Völker auch, kann sie nur im und durch den Kampf der Völker erobert werden. Die neue Weltwirtschaftsordnung wird niemals das Ergebnis der Grosszügigkeit irgendeiner Grossmacht sein.

Ich bewahre in mir die unerschütterliche Überzeugung, eine Überzeugung, die ich mit der grossen Gemeinschaft der blockfreien Länder teile, dass unsere Gruppen angesichts der niederschmetternden, zum Himmel schreienden Not unserer Völker weiter zusammenhalten wird, dass unsere gemeinsame Verhandlungsmacht sich verstärkt, dass wir unter allen Nationen Verbündete finden und in Übereinstimmung mit jenen, die uns verstehen können, beginnen, ein System wirklich neuartiger internationaler Wirtschaftsbeziehungen zu organisieren.

Herr Präsident,

Wenn ich die Einladung angenommen habe, vor dieser illustren Versammlung hier das Wort zu ergreifen, so deshalb, weil die Vereinten Nationen trotz der Kritiken, die ihnen von Seiten gewisser grosser Beitragszahler zuteil wird, die ideale Tribüne für unsere Forderungen bleiben, ein unverzichtbarer Ort, um die legitimen Ansprüche der Länder ohne Stimme auszudrücken.

Dies drückt unser Generalsekretär sehr richtig aus, wenn er schreibt: „Die UNO ist darin einzigartig, dass sie die Sehnsüchte und die Frustrationen zahlreicher Länder

und Gruppierungen der ganzen Welt wiedergibt. Eines ihrer grossen Verdienste ist, dass alle Nationen, eingeschlossen jene, die schwach, unterdrückt und die Opfer der Ungerechtigkeit sind (es geht hier um uns), hier - sogar wenn sie mit den harten Realitäten der Macht konfrontiert sind - eine Tribüne finden und sich Gehör verschaffen können. Eine gerechte Sache, selbst wenn sie sonst nur auf Ablehnung und Indifferenz stösst, kann in der UNO ein Echo finden; dieses Merkmal der Organisation findet zwar nicht immer Wertschätzung, ist aber deshalb nicht weniger wesentlich.“ Schluss des Zitats.

Man kann den Sinn und die Bedeutung unserer Organisation nicht besser definieren.

Auch besteht für jeden von uns der kategorische Imperativ, die Grundlage unserer Organisation zu festigen und ihr die Mittel zur Aktionsfähigkeit zu geben. Wir unterstützen deshalb die Vorschläge, die der Generalsekretär zu diesem Zweck unterbreitet hat, um die Organisation aus ihren zahlreichen Engpässen herauszubringen, welche durch das Spiel der Grossmächte vorsorglich genährt werden, damit die UNO in den Augen der Öffentlichkeit diskreditiert wird.

Herr Präsident,

Weil ich die wenn auch beschränkten Verdienste unserer Organisation anerkenne, kann ich mich über die Aufnahme neuer Mitglieder nur freuen. Deshalb begrüsst die Delegation von Burkina Faso den Eintritt des 159. Mitgliedes unserer Organisation: von Brunei-Darussalam.

Die Unvernunft jener, in deren Hände zufälligerweise die Führung der Welt gefallen ist, zwingt die Bewegung der Blockfreien - der Brunei-Darussalam, so hoffe ich, bald beitreten wird - den Kampf um die Abrüstung als

eines ihrer ständigen Ziele zu betrachten. Die Abrüstung ist einer der wesentlichsten Aspekte unter den erstrangigen Bedingungen zur Verwirklichung unserer Rechte auf Entwicklung.

Unserer Ansicht nach braucht es ernsthafte Studien, die alle Elemente berücksichtigen, welche die Welt ins Elend gestürzt haben. Unseren Gesichtspunkt hat Präsident Fidel Castro 1979 bei der Eröffnung der sechsten Gipfelkonferenz der blockfreien Länder bewundernswert ausgedrückt, als er erklärte - ich zitiere:

„Mit 300 Milliarden Dollars könnte man in einem Jahr 60'000 Schulen für 400 Millionen Kinder bauen; oder 60 Millionen komfortable Wohnungen für 300 Millionen Menschen; oder 20'000 Fabriken mit 20 Millionen Arbeitsplätzen; oder man könnte damit 150 Millionen Hektaren Land bewässern, die mit Hilfe der entsprechenden Technik eine Milliarde Menschen ernähren könnten...“
Ende des Zitats.

Indem man heute diese Zahl mit zehn multipliziert - was sicher noch weniger ist als in Wirklichkeit - erkennt man das Ausmass dessen, was die Menschheit jedes Jahr im militärischen Bereich, das heisst im Kampf gegen den Frieden, verschwendet. Man kann leicht nachvollziehen, weshalb der Unmut der Völker sich rasch in Revolte und Revolution verwandelt angesichts der Brosamen, die man ihnen in der schändlichen Form einer gewissen Hilfe zuwirft, welche manchmal von - offen gesagt - niederträchtigen Bedingungen begleitet ist. Man begreift endlich, warum wir uns im Kampf um Entwicklung als unermüdliche Kämpfer für den Frieden bezeichnen.

Wir schwören, für den Abbau der Spannungen zu kämpfen, die Prinzipien eines zivilisierten Lebens in die internationalen Beziehungen einzuführen und diese in

allen Teilen der Welt zur Geltung zu bringen. Was auf das gleiche herauskommt, wenn ich sage, dass wir nicht länger passiv dem Austausch von Konzepten beiwohnen können.

Wir bekräftigen unsere Entschlossenheit, aktive Verbündete des Friedens zu sein; unseren Platz im Kampf für die Abrüstung zu halten; in der internationalen Politik als ein Entscheidungsträger zu handeln, der frei ist von jedem Zwang gegenüber allen Grossmächten, was auch immer die Absichten letzterer sein mögen.

Aber die Suche nach dem Frieden muss Hand in Hand gehen mit der gesicherten Anwendung des Rechts der Länder auf Unabhängigkeit, der Völker auf Freiheit und der Nationen auf autonome Existenz. Im Mittleren Osten nimmt in diesem Zusammenhang hinsichtlich Arroganz, Unverschämtheit und unglaublicher Starrköpfigkeit ein kleines Land den schändlichsten und elendesten ersten Platz ein - nämlich Israel, das seit mehr als zwanzig Jahren mit der unumschreibbaren Komplizenschaft seines mächtigen Schutzherrn, der USA, fortfährt, die internationale Gemeinschaft herauszufordern. Unter Missachtung einer Geschichte, die gestern noch jeden Juden dem Horror der Gasöfen aussetzte, bringt Israel heute fertig, andern das zuzufügen, was einst sein eigenes Golgatha war.

Wie die Dinge auch immer liegen, Israel, dessen Volk wir wegen seines Mutes und seiner Opfer in der Vergangenheit lieben, muss wissen, dass die Bedingungen für seine eigene Ruhe nicht in einer von aussen finanzierten, militärischen Macht liegen. Israel muss beginnen zu lernen, eine Nation wie alle anderen auch, eine Nation unter anderen, zu werden.

Jetzt aber sehen wir uns verpflichtet, von dieser Tribüne herab unsere aktive und vor Ort sich erweisende Solidarität mit den Kämpfern (Frauen und Männern) des wunderbaren Volkes von Palästina zu bekräftigen, weil wir wissen, dass kein Leiden ohne Ende ist.

Herr Präsident,

Wenn wir die Situation analysieren, die politisch und wirtschaftlich in Afrika vorherrscht, kommen wir nicht darum herum, unsere tiefe Besorgnis über die gefährliche Bedrohung der Rechte der Völker durch einige Nationen zu unterstreichen, die - ihrer Verbündeten gewiss - offen die internationale Moral verhöhnen.

Bestimmt haben wir das Recht, uns über den Entscheid zum Rückzug der fremden Truppen aus dem Tschad zu freuen, damit die Tschader nun unter sich, ohne Vermittler, nach Mitteln suchen können, um ihren Bruderkrieg zu beenden, und womit diesem Volk, das seit so vielen Regenzeiten nicht mehr aufhören kann zu weinen, die Möglichkeit gegeben wird, seine Tränen zu trocknen. Aber trotz der da und dort zu verzeichnenden Fortschritte der afrikanischen Völker in ihrem Kampf um wirtschaftliche Befreiung, ist unser Kontinent nach wie vor ein Spiegel der wesentlichen Realitäten - nämlich der Widersprüche zwischen den Grossmächten - schleppt nach wie vor die unerträglichsten Ausweglosigkeiten der gegenwärtigen Welt mit sich. Deshalb akzeptieren wir nicht und verurteilen in aller Form das Schicksal, welches das Königreich Marokko dem Volk der Westsahara zuweist. Marokko bedient sich trödlerischer Methoden, um die Frist herauszuzögern, die ihm jedoch in jedem Fall durch den Willen des saharaouischen Volkes auferlegt wird.

Ich habe bei meinem persönlichen Besuch in den durch das saharaouische Volk befreiten Regionen die Überzeugung gewonnen, dass jetzt nichts mehr seinen Marsch zur totalen Befreiung seines Landes unter der aktiven und weitsichtigen Führung der Frente Polisario aufhalten kann.

Ich will mich nicht allzulange bei der Frage von Mayotte und der Inseln des madegassischen Archipels aufhalten. Weil die Dinge klar, die Prinzipien offensichtlich sind, muss man nicht mehr Worte verlieren. Mayotte gehört zu den Komoren. Die Inseln des Archipels sind madegassisch.

In Lateinamerika begossen wir die Initiative der Contadora-Gruppe, die eine positive Etappe auf der Suche nach einer gerechten Lösung der dort herrschenden, explosiven Lage darstellt. Commandante Daniel Ortega hat hier im Namen des revolutionären Volkes von Nicaragua konkrete Vorschläge unterbreitet und zu Recht grundsätzliche Fragen aufgeworfen. Wir erwarten, dass in seinem Land und in Zentralamerika ab 15. Oktober der Frieden einkehrt und wir nehmen dafür die Ansicht der Weltöffentlichkeit zum Zeugen.

So wie wir die ausländische Intervention in Grenada verurteilt haben, geisseln wir jede Intervention von außen. Deshalb können wir auch zur ausländischen Intervention in Afghanistan nicht schweigen.

Es gibt allerdings einen Punkt, der so schwer wiegt, dass er von uns allen eine offene und entschiedene Erklärung fordert. Diese Frage kann, Sie werden es vermuten, nur die Frage Südafrika sein. Die unglaubliche Unverschämtheit dieses Landes gegenüber allen Nationen der Erde, selbst gegenüber jenen, die den Terrorismus unterstützen, den Südafrika zur physischen Liquidierung der

schwarzen Mehrheit dieses Landes systematisch ausübt, die Verachtung, welche Südafrika gegenüber all unsern Resolutionen zur Schau trägt, stellen eine der drängendsten Sorgen der Gegenwart dar.

Aber am tragischsten ist nicht, dass sich Südafrika angesichts der allgemeinen Abscheu vor den Apartheidsgesetzen selbst auf die Anklagebank der internationalen Gemeinschaft setzt, noch weniger, dass es Namibia illegalerweise unter dem kolonialistischen und rassistischen Stiefel hält oder nach wie vor seine Nachbarn ungestraft den Gesetzen des Banditentums unterwirft. Nein, das widerlichste, das erniedrigendste für das menschliche Bewusstsein ist der Umstand, dass es Südafrika gelungen ist, das Unglück von Millionen von Menschen zu „banalisieren“, die nichts als ihre Brust und den Heroismus ihrer nackten Hände haben, um sich zu verteidigen. Der Komplizenschaft der Grossmächte gewiss und sicher, dass bestimmte unter ihnen sich an seiner Seite aktiv engagieren, dank auch der kriminellen Kollaboration einiger trauriger Gestalten unter den afrikanischen Führern, schämt sich die weisse Minderheit nicht, sich über den Seelenzustand aller Völker lustig zu machen, welche die in diesem Land gebräuchlichen Schlächtermethoden untolerierbar finden.

Es gab eine Zeit, wo sich internationale Brigaden bildeten, um die Ehre von Nationen zu verteidigen, die in ihrer Würde verletzt worden sind. Und obwohl die Wunden, die wir alle an unseren Seiten tragen, eitern, werden wir heute Resolutionen verabschieden, deren einziges Verdienst darin bestehen wird - so wird man sagen -, eine Piraten-Nation zur Reue zu bringen, die „das Lächeln zerstört, wie der Frost die Blumen tötet“.

Herr Präsident,

Bald werden wir den 150. Jahrestag der Emanzipation der Sklaven des britischen Weltreichs feiern.

Meine Delegation unterstützt den Vorschlag von Antigua und Barbados, dieses Ereignis, das für die afrikanischen Länder und die schwarze Welt von eminent wichtiger Bedeutung ist, mit grosser Pracht zu würdigen. Für uns muss der Akzent bei allem, was in der ganzen Welt anlässlich dieser Gedenkfeiern gesagt oder organisiert wird, auf die grausame Zeche gelegt werden, welche Afrika und die schwarze Welt für die Entwicklung der menschlichen Zivilisation bezahlt hat. Eine Zeche, die nie rückerstattet wurde, und die ohne Zweifel die Gründe für die heutige Tragödie unseres Kontinentes erklärt.

Es war unser Blut, das den Aufschwung des Kapitalismus speiste, das die jetzige Abhängigkeit ermöglichte und unsere Unterentwicklung verfestigte. Man kann diese Wahrheit nicht mehr verschweigen, die Zahlen nicht mehr verfälschen. Für jeden Neger, der auf eine Plantage gelangte, liessen mindestens fünf andere ihr Leben oder wurden verstümmelt. Und dabei übergehe ich noch die Desorganisation des Kontinents sowie die Folgen, die sich daraus ergeben haben.

Herr Präsident,

Wenn die ganze Welt dank Ihnen, dank der Hilfe des Generalsekretariats, anlässlich dieses Jahrestages von dieser Wahrheit überzeugt werden kann, wird sie auch verstehen, weshalb wir mit jeder Faser unseres Körpers den Frieden zwischen den Nationen wollen, warum wir innerhalb einer Organisation unser Recht auf Entwicklung in absoluter Gleichheit und einer Verteilung der menschlichen Ressourcen fordern. Denn unter allen

menschlichen Rassen sind wir diejenige, die am meisten gelitten hat; deshalb haben wir, das Volk von Burkina-Faso, uns geschworen, auf keinem Flecken Erde die geringste Rechtsverweigerung zu dulden. Es ist die Erinnerung an dieses Leiden, das uns heute an die Seite der PLO gegen die bewaffneten Banden Israels stellt. Es ist die Erinnerung an dieses Leiden, die uns einerseits gebietet, den AN und die SWAPO zu unterstützen, und uns andererseits die Präsenz von Menschen in Südafrika unerträglich macht, die sich Weisse nennen und in deren Namen die Welt verbrennen. Es ist schliesslich auch diese Erinnerung, die uns in der UNO unseren ganzen Glauben in eine gemeinsame Verpflichtung setzen lässt, in eine gemeinsame Aufgabe und eine gemeinsame Hoffnung.

Wir fordern:

- dass die Kampagne zur Freilassung Nelson Mandelas weltweit verstärkt und sein Auftritt an der nächsten UNO-Generalversammlung ein gemeinsam errungener, stolzer Sieg wird;
- dass zur Erinnerung an unsere Leiden und als kollektive Entschuldigung ein internationaler Preis der wieder- versöhnten Menschheit gestiftet und all jenen zuerkannt werden soll, die durch ihre Bemühungen zur Verteidigung der Menschenrechte beitragen;
- dass alle Budgets für die Weltraumforschung um einen Zehntausendstel gekürzt werden, wobei dieser Betrag der Gesundheitsforschung sowie der Wiederherstellung der menschlichen Umwelt dienen soll, welche durch alle diese künstlichen, dem Ökosystem schädlichen Brände aus dem Gleichgewicht geworden worden ist.

Wir schlagen ebenfalls vor, dass die Struktur der UNO überdacht und dem Skandal, den das Vetorecht darstellt,

ein Ende bereitet wird. Sicher werden die perversen Folgen einer missbräuchlichen Anwendung durch die Wachsamkeit einiger Nationen, die dieses Recht besitzen, gemildert. Trotzdem ist das Veto-Recht durch nichts gerechtfertigt: weder durch die Grösse der Länder, die darüber verfügen, noch durch deren Reichtümer. Wird als Argument zur Rechtfertigung einer solchen Ungleichheit vorgebracht, der Preis dafür sei während des letzten Weltkrieges bezahlt worden, so mögen die Nationen, die sich diese Rechte selbst zuerkannt haben, wissen, dass auch wir - jeder von uns einen Onkel oder Vater haben, der wie Tausende anderer Unschuldiger aus der Dritten Welt herausgerissen worden ist, um das von den Hitlerhorden verhöhnte Recht zu verteidigen, und der in seinem Fleisch ebenfalls die Narben der Nazi-Kugeln trägt.

Möge also Schluss sein mit der Arroganz der Grossen, die keine Gelegenheit auslassen, die Rechte der Völker in Frage zu stellen. Die Abwesenheit Afrikas im Klub der Vetorecht-Inhaber ist eine Ungerechtigkeit, die ein Ende haben muss.

Schliesslich hätte meine Delegation nicht alle ihre Pflichten erfüllt, wenn sie nicht die Suspendierung Israels sowie schlicht und einfach den Ausschluss Südafrikas aus unserer Organisation fordern würde. Sobald diese Länder, im Lauf der Zeit, jene Änderungen vollzogen haben, welche sie in die internationale Gemeinschaft zurückführen werden, wird sie jeder von uns - mein Land an der Spitze - gerne wieder aufnehmen wollen und ihnen bei ihren ersten Schritten helfen. Wir möchten unser Vertrauen in die UNO an dieser Stelle nochmals unterstreichen. Wir sind ihr dankbar für die Arbeit, die ihre Unterorganisationen in Burkina Faso leisten, dankbar für ihren Beistand in den harten Zeiten, die wir gegenwärtig durchleben.

Wir sind den Mitgliedern des Sicherheitsrates dankbar, dass sie uns in diesem Jahr zweimal den Vorsitz bei seinen Arbeiten übertragen haben. Wir wünschen uns nur zu sehen, dass der Sicherheitsrat das Prinzip des Kampfes gegen die Vernichtung von jährlich dreissig Millionen Menschen durch die Waffe des Hungers, die heute grössere Opfer fordert als die Atomwaffen, annimmt und anwendet.

Dieses Vertrauen und dieser Glaube in die UNO verpflichten mich auch, dem Generalsekretär, Herrn Javier Perez de Cuellar, für seinen so geschätzten Besuch zu danken, den er uns abgestattet hat, um sich vor Ort ein getreues Bild von den harten Realitäten unseres Lebens von der Tragödie des Vormarsches der Wüste zu machen.

Ich möchte nicht schliessen, ohne den hervorragenden Qualitäten unseres Vorsitzenden die Reverenzen zu erweisen, der mit der Klarsicht, die wir von ihm gewohnt sind, die Arbeiten dieser 39. Session zu leiten verstehen wird.

Herr Präsident,

Ich habe Tausende von Kilometern zurückgelegt. Ich bin hierher gekommen, um jeden von Ihnen zu bitten, unsere Anstrengungen zu vereinen, damit der Hochmut der Leute, die nicht im Recht sind, ein Ende nimmt, damit das traurige Schauspiel der Kinder, die Hungers sterben, aufhört, damit die Unwissenheit verschwindet, damit die gerechte Rebellion der Völker triumphiert, damit der Waffenlärm schweigt und damit wir endlich mit einem einzigen für das Überleben der Menschheit kämpfenden Willen mit dem grossen Dichter Novalis im Chor singen können: „Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der

Verfinsterung; dann legt die Sonne ihren strengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag sieht neue Begrüssungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt sich neu erglommene Asche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehbaren Gegenwart.“

Waldrede

Rede von Hauptmann Thomas Sankara an der Internationalen Konferenz über den Baum und den Wald, Paris, 5. Februar 1986

Exzellenzen,

Meine Damen und Herren,

Meine Heimat Burkina-Faso ist unbestreitbar eins der seltenen Länder auf diesem Planeten, welches zu Recht sagen kann, dass sich in ihm alle Naturkatastrophen konzentrieren, die die Menschheit am Ende des 20. Jahrhunderts noch kennt.

Dennoch haben die acht Millionen Einwohner Burkina-Fasos diese Realität während 23 Jahren in einem schmerzhaften Prozess verinnerlicht. Sie sahen Mütter, Väter, Töchter und Söhne sterben, welche Hunger, Unterernährung, Krankheit und Ungewissheit zu Hunderten hinwegrafften. Mit Tränen in den Augen mussten sie zu-

sehen, wie Tümpel und Flüsse austrockneten. Seit 1973 waren sie Zeugen eines beständigen Niedergangs ihrer Umwelt, des Baumsterbens und des mit Riesenschritten geschehenden Vormarsches der Wüste. Man schätzt, dass die Sahel-Wüste pro Jahr um 7 km vorrückt.

Einzig diese Realitäten machen die berechtigte Revolution in Burkina Faso verständlich, die aufkeimte, langsam heranreifte und schliesslich in der Nacht vom 4. August 1983 in Form einer demokratischen Volksrevolution ausgebrochen ist.

Ich bin hier nur der bescheidene Sprecher eines Volkes, das sich weigert, seinem eigenen Tod zuzusehen, nachdem es passiv dem Tod der natürlichen Umwelt zugeschaut hat.

Seit dem 4. August 1983 sind das Wasser, der Baum und das Leben, um nicht zu sagen das Überleben, grundlegende und unantastbare Gegebenheiten für alle Handlungen des Nationalen Revolutionsrates von Burkina-Faso.

In seinem Namen möchte ich auch dem französischen Volk, seiner Regierung und insbesondere seinem Präsidenten, Herrn François Mitterand, meine Anerkennung für diese Initiative bezeugen, welche das politische Genie und die Klarsicht eines Volkes belegt, das gegenüber der Welt immer offen war und immer Sensibilität für ihr Elend bewiesen hat.

Burkina Faso, im Herzen des Sahel gelegen, wird den richtigen Wert der Initiativen, die mit den vitalen Sorgen seines Volkes übereinstimmen, immer zu schätzen wissen und es wird, wenn immer nötig, präsent sein - dies im Gegensatz zu unnützen Vergnügungsreisen.

Seit bald drei Jahren führt mein Volk, das Volk von Burkina Faso, einen titanischen Kampf gegen den Vormarsch der Wüste. Es war deshalb seine Pflicht, hier anwesend zu sein, um über seine Erfahrungen zu sprechen und von den Erfahrungen anderer Völker irgendwo in der Welt zu profitieren.

Seit bald drei Jahren wird in Burkina Faso jedes Fest (Hochzeit, Taufe, Auszeichnung, Besuch von Persönlichkeiten und andere) mit dem Pflanzen eines Baumes gefeiert.

Zum Neujahr 1986 haben alle Schülerinnen und Schüler von Ouagadougou, unserer Hauptstadt, ihren Müttern 3'500 Kochherde geschenkt, die sie mit ihren eigenen Händen gefertigt haben; in zwei Jahren kommen noch 80'000 hinzu, die von den Frauen selbst gefertigt werden. Das war ihr Beitrag an die nationale Anstrengung, den Brennholzverbrauch zu senken und Baum und Leben zu schützen.

Der Zugang zum Besitz oder auch nur zur Miete der Hunderten von Sozialwohnungen, die seit dem 4. August 1983 gebaut worden sind, ist strikte daran gebunden, dass der Begünstigte eine minimale Zahl von Bäumen pflanzt und für sie sorgt wie für seine Augäpfel. Begünstigte, die ihrer Verpflichtung nicht nachkommen, sind dank der Wachsamkeit unserer Komitees zur Verteidigung der Revolution, welche lasterhafte Zungen systematisch und ohne jede Nuancierung zu verunglimpfen pflegen, schon aus ihren Wohnungen ausgewiesen worden.

Nachdem in Burkina Faso und benachbarten Ländern auf dem ganzen Territorium innert vierzehn Tagen zweieinhalb Millionen Kinder im Alter von neun Monaten bis vierzehn Jahren gegen Masern, Hirnhautentzündungen und Gelbfieber geimpft worden sind; nachdem wir mehr als 150 Brunnenbohrungen

als 150 Brunnenbohrungen realisiert haben, die rund zwei Dutzend Sektoren unserer Hauptstadt, welche bis anhin auf dieses Grundbedürfnis verzichten mussten, mit Trinkwasser versorgen; nachdem wir innerhalb von zwei Jahren die Alphabetisierungsrate von 12% auf 22% erhöht haben, setzt das Volk Burkina Fasos seinen Kampf für ein grünes Land siegreich fort. Zehn Millionen Bäume sind im Rahmen eines fünfzehn Monate dauernden Volksentwicklungsprogramms gepflanzt worden, womit wir die erste Herausforderung bei der Vorbereitung unseres Fünfjahresplanes meisterten.

In den Dörfern unserer Flusstäler muss jede Familie im Jahr hundert Bäume pflanzen.

Das Schlagen und Vermarkten von Brennholz ist vollständig reorganisiert und strengen Vorschriften unterworfen worden. Diese Tätigkeiten erfordern den Besitz einer Holzhändlerkarte, die Respektierung der zum Holzschlag freigegebenen Zonen bis hin zur Sicherung der Aufforstung der geredeten Zonen. Jede Stadt und jedes Dorf in Burkina-Faso besitzt heute ein eigenes Wäldchen, womit wir eine alte Tradition wiederaufleben lassen. Dank der Anstrengung, das Verantwortungsbewusstsein der Volksmassen zu verstärken, sind unsere städtischen Zentren von der Geissel herumstreunender Tiere befreit. Auf dem Land richten sich unsere Anstrengungen darauf, die Sesshaftigkeit des Viehs zu fördern, um die intensive Viehzucht zu begünstigen und so das wilde Nomadisieren zu bekämpfen. Alle kriminellen Akte von Pyromanen, die Waldbrände legen, werden von den dörflichen Volksschlichtungsgerichten abgeurteilt und bestraft.

Die zwangsmässige Pflanzung einer bestimmten Anzahl Bäume zählt dabei zu den von diesen Gerichten verhängten Strafen. Vom 10. Februar bis zum 20. März dieses

Jahres nehmen 35'000 Bauern, Verantwortliche der dörflichen Gruppen und Genossenschaften, an Intensivkursen teil, um später in Sachen Wirtschaftsführung, Organisation und Unterhalt der Umwelt selbst unterrichten zu können.

Seit dem 15. Januar läuft in Burkina Faso unter dem Namen „Récolte populaire de semences frostigeres“ („Volkssammlung von Baumsprösslingen“) eine Aktion, um die 7'000 dörflichen Baumschulen zu versorgen. Wir fassen alle diese Aktionen mit dem Begriff der „Drei Kämpfe“ zusammen.

Meine Damen und Herren,

Es ist nicht meine Absicht, die bescheidene revolutionäre Erfahrung meines Volkes in Sachen Baum- und Waldschutz vorbehaltlos und masslos zu beweihräuchern.

Es ist meine Absicht, Ihnen so klar wie möglich von den tiefgreifenden Änderungen zu erzählen, die in Burkina Faso, in den Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Baum, im Gang sind. Es ist meine Absicht, so getreu wie möglich Zeugnis von der Geburt und Entwicklung einer aufrichtigen und tiefen Liebe zwischen dem Menschen Burkina Fasos und dem Baum in meiner Heimat abzulegen.

Indem wir dies tun - so glauben wir -, setzen wir unser theoretisches Konzept mit für die Sahel-Realität spezifischen Wegen und Mitteln an Ort und Stelle um und suchen nach Lösungen für die gegenwärtigen und zukünftigen Gefahren, die weltweit den Baum bedrohen.

Die Anstrengungen der gesamten, hier versammelten, Gemeinschaft sowie unsere eigenen Anstrengungen, Ihre Erfahrungen sowie unsere Erfahrungen zusammengekommen, eignen sich bestimmt, um dauernde und abge-

stützte Erfolge im Kampf zur Rettung des Baumes, der Umwelt und - kurz gesagt - des Lebens zu garantieren.

Exzellenzen, meine Damen und Herren,

Ich bin hierher gekommen, weil wir hoffen, dass Sie einen Kampf aufnehmen, bei dem wir nicht abseits stehen wollen; wir, die wir täglich angegriffen werden und erwarten, dass das grünende Wunder dem Mut entspringen wird, zu sagen, was gesagt werden muss.

Ich bin hierher gekommen, mich Ihren Klagen über die Härte der Natur anzuschliessen.

Ich bin zu Ihnen gekommen, um den Menschen anzuklagen, dessen Egoismus der Grund für das Unglück seines Nächsten ist.

- Die koloniale Ausplünderung hat unsere Wälder dezimiert, ohne einen Gedanken an eine Wiedergutmachung für unsere Zukunft zu verschwenden.

- Die ungestrafte Störung der Biosphäre durch wilde und mörderische Rallyes auf dem Boden und in der Luft geht weiter. Und man kann niemals genug hervorheben, wie sehr diese Maschinen, die Abgase herauslassen, das Gemetzel auf der Strasse propagieren.

Jene, welche die technischen Mittel haben, um die Schuldigen festzustellen, haben daran kein Interesse, und jene, die daran Interesse haben, verfügen nicht über die technischen Mittel. Ihnen bleibt nur ihr Fühlen und ihre innerste Überzeugung.

Wir sind nicht gegen den Fortschritt, aber wir wünschen, dass der Fortschritt nicht anarchisch und kriminell rücksichtslos gegenüber den Rechten anderer sei.

Wir wollen also unterstreichen, dass der Kampf gegen den Vormarsch der Wüste ein Kampf für das Gleichgewicht zwischen Menschen, Natur und Gesellschaft ist. Es ist in diesem Sinn vor allem ein politischer Kampf und kein fatalistischer. Die Schaffung eines Ministeriums für Wasser, welches das Ministerium für Umwelt und Tourismus in meinem Land ergänzt, bezeugt unseren Willen, die Probleme klar herauszuarbeiten, damit wir fähig werden, sie zu lösen.

Wir müssen für die Beschaffung der Finanzmittel kämpfen, um die bestehenden Wasserressourcen nutzen zu können (Brunnenbohrungen, Staudämme und -hecken). Hier ist deshalb der Ort, die aufgezwungenen Abkommen und die drakonischen Bedingungen der Banken und Finanzierungsorganismen zu verurteilen, welche unsere diesbezüglichen Projekte zum Scheitern verurteilen. Es sind diese prohibitiven Bedingungen, welche die traumatische Verschuldung unserer Länder provozieren und uns jeden Manövrierraum wegnehmen.

Weder die falschen Argumente des Malthusianismus - ich bestehe darauf, dass Afrika ein unterbevölkerter Kontinent ist - noch die Ferienkolonien, die hochtrabend und demagogisch Aufforstungsoperationen genannt werden, stellen die richtigen Antworten dar. Wir und unser Elend, wir werden zurückgedrängt wie Rüdige und Aussätzige, deren Klagelieder die gemächliche Ruhe der Fabrikanten und Händler des Elends stören.

Deshalb hat Burkina Faso vorgeschlagen und schlägt immer noch vor, dass 1% der kolossalen Summen, welche der Erforschung des Zusammenlebens mit anderen Gestirnen geopfert werden, sozusagen als Kompensation der Finanzierung von Projekten zur Rettung des Baumes und des Lebens aufgewendet werden.

Wir zweifeln nicht, dass ein Dialog mit den Marsbewohnern die Wiedererlangung des Garten Edens ermöglichen könnte. Aber in der Zwischenzeit haben die Erdenbewohner, die wir sind, auch das Recht, eine Auswahl abzulehnen, die sich auf die schlichte Alternative Hölle oder Fegefeuer beschränkt.

Wie gesagt, unser Kampf für den Baum und den Wald ist in erster Linie ein demokratischer Volkskampf. Denn die unfruchtbaren und kostspieligen Anregungen einiger Ingenieure und Experten für Waldwirtschaft werden nie etwas ausrichten! Desgleichen werden auch die aufgetrübten Gewissen zahlreicher Foren und Institutionen - seien sie noch so aufrichtig und lebenswert - den Sahel nicht ergrünen lassen, wenn es an Geld fehlt, um in hundert Metern Tiefe Trinkwasserbrunnen zu graben und während es dazu verwendet wird, Erdöl in dreitausend Meter Tiefe zu fördern! Karl Marx sagte es so: „Man denkt weder die gleichen Dinge noch auf die gleiche Weise, je nachdem ob man in der Hütte oder in einem Palast lebt.“ Aber dieser Kampf für den Baum und den Wald ist vor allem ein antiimperialistischer Kampf. Denn der Imperialismus ist der Pyroman in unsern Wäldern und Savannen.

Meine Herren Präsidenten, meine Herren Ministerpräsidenten, meine Damen und Herren,

damit das Grün des Überflusses, der Freude und des Glücks zu seinem Recht kommt, stützen wir uns auf diese revolutionären Prinzipien des Kampfes. Wir glauben an die Tugend der Revolution, um das Sterben unseres Landes aufzuhalten und ihm eine glückliche Zukunft zu eröffnen.

Ja, die Problematik des Baumes und des Waldes ist ausschliesslich eine des Gleichgewichts und der Harmonie, die es zwischen dem Individuum, der Gesellschaft und der Natur zu verwirklichen gilt. Dieser Kampf ist möglich. Wir schrecken vor der Grösse der Aufgaben nicht zurück, wir wenden uns vor dem Leiden der anderen nicht ab, denn der Vormarsch der Wüste kennt keine Grenzen.

Diesen Kampf können wir gewinnen, wenn wir uns entscheiden, Architekten und nicht nur Bienen zu sein. Es wird dies der Sieg des Bewusstseins über den Instinkt sein.

Biene und Architekt, ja! Der Autor möge mir erlauben, den dualistische Charakter dieses Gleichnisses zu einem Triptychon zu verlängern, nämlich Biene, Architekt und revolutionären Architekt. Vaterland oder Tod! Wir werden siegen!

Ich danke Ihnen.

Neujahrsbotschaft 1987

Die Botschaft, die ich dem Volk Burkina-Fasos am Beginn des Jahres 1987 überbringe, ist vor allem die, dass wir uns all jener erinnern, die nah und fern, direkt oder indirekt, zu dem beigetragen oder das initiiert haben, worauf wir 1986 stolz waren und das 1987 als Sprungbrett zu unserem Glück dient. Sie sind nicht mehr unter uns. Vom Tode weggerafft haben sie uns vor der Zeit verlassen, die es ihnen erlaubt hätte, die Früchte ihrer Anstrengungen zu gemessen. Wir mögen ihrer immer gedenken und uns daran erinnern, dass die Siege, die wir

erringen, die gemeinsamen Siege des ganzen Volkes von Burkina-Faso sind und nicht das Verdienst einiger weniger. Und auch wenn sie nicht mehr da sind, haben sie auch ihren Anteil. Wir haben deshalb die Pflicht, dem Andenken der von uns Gegangenen die Ehre zu erweisen. Ich entbiete meinen Gruss auch allen, die unter Entsagen es auf sich genommen, das zu ertragen, was die Revolution fordert. Das Jahr 1986 war sehr schwer für uns. Es war schwierig auf politischer Ebene, es war schwierig, was die innere und äussere Sicherheit betrifft. Das hat unserer Wirtschaft und unserer Moral einen Schlag versetzt. Das hat uns die Mühseligkeit des Lebens in Burkina-Faso verspüren lassen, und aller, was wir für unser Volk im Jahre 1986 ins Auge gefasst haben, ist auf viel Unverständnis gestossen. Unverständnis der geplanten und ergriffenen Massnahmen! Aber dank des Kampfes jedes einzelnen von uns, dank unseres gemeinsamen Kampfes, haben wir schliesslich triumphiert, und es ist uns gelungen, so zu handeln, dass wir als eigenständiges Volk, Land und Staat bestehen konnten. Ein Land, das einen neuen Start geschafft hat. Alle diejenigen, die nach drei oder vier Jahren nach Burkina-Faso zurückgekehrt sind, anerkennen diese Änderungen, die alltäglich sind, aber leider nicht mit der Geschwindigkeit, in dem Rhythmus, wie es das Volk fordert, vor sich gehen. Wir werden dies im Auge behalten. Es ist uns gemeinsam gelungen, den Qualen, die uns umgeben und uns manchmal an der Zukunft zweifeln lassen, zu entrinnen. Ich möchte deshalb das Volk Burkina-Fasos zu seinen Bemühungen, die es vollbracht hat, beglückwünschen und ihm sagen, dass das Jahr 1987 ein Jahr der Konsolidierung, der Organisation und einer stärkeren Entwicklung sein muss. Es wird das erste Jahr unseres Fünfjahrespla-

nes sein, vergessen wir das nicht! Es wird ein Jahr sein, wo unsere wirtschaftlichen Errungenschaften uns gestatten müssen, einen noch grösseren Sprung zu machen, wichtiger durch die Durchführung unserer grossen Projekte, durch die Verwirklichung unserer kleinen Vorhaben, durch die Organisation der Arbeit. Das Jahr 1987 soll ebenfalls ein Jahr eines besseren sozialen Lebens sein, gekennzeichnet von mehr Harmonie, von mehr Reinheit in unserem Leben, indem wir unsere Gesellschaft von ihren Plagen, Schandflecken, dem Aussatz befreien, die die Delinquenz, der Sittenzerfall, die Prostitution usw. darstellen.

1987 muss zum Jahr der politischen Konsolidierung werden. Wir brauchen politische Stärke, wir brauchen mehr Zusammenschluss. Wir haben die Erfahrung unserer Gruppenkämpfe gemacht. Wir haben die Erfahrung unserer individuellen Eskapaden gemacht, und wir wissen heute, was jeder von uns wert ist. Und wir haben auch begriffen, dass wir im Vergleich zur Gemeinschaft unendlich klein sind. Wir haben begriffen, was jeder von uns von den andern erwartet, und wir haben die Notwendigkeit begriffen, uns noch mehr zusammenzuschliessen, wie dies nun jeden Tag konkret und in der gelebten Wirklichkeit realisiert wird auf Führungsebene. Wir brauchen eine grössere Mobilisierung, und es geschieht durch diese Mobilisierung, dass wir das Volk von Burkina-Faso zu noch mehr Arbeit organisieren können. Jede Mühe verdient ihren Lohn, und wer seinen Lohn will, muss sich nur die nötige Mühe geben. Wir werden die Arbeit organisieren, wir laden alle ein, sich noch ein wenig mehr anzustrengen. Diejenigen, die schon einen Arbeitsplatz haben, mögen noch effizienter sein, sie mögen ihrer Arbeit noch mehr Aufmerksamkeit widmen, damit Ressour-

cen frei werden, die den andern Einwohnern Burkina-Faso dienen. Diejenigen, die einen Arbeitsplatz erhalten, mögen diese neuen Arbeitsplätze schätzen lernen, sie sind für sie geschaffen worden, und sie mögen erkennen, dass das Leben dem ganzen Volk von Burkina-Faso zusteht. Wir möchten ein glückliches Burkina-Faso, in dem Überfluss herrscht, und deshalb zähle ich im angebrochenen Jahr vor allem auf die Frauen, auf diese Ehefrauen, diese Hausfrauen, jene, die zuhause sind, jene, die uns das Essen bereiten, jene, die darauf schauen, wie wir leben. Sie mögen die wachsamten Wärterinnen dieser Wirtschaft der Unabhängigen, dieser Politik der ständigen Unabhängigkeit für unser Wohl sein. Nur wenn das Volk Burkina-Faso seine Reichtümer, so klein sie sein mögen, schätzen lernt, nur wenn das Volk Burkina-Fasos anerkennt, dass ein besseres Leben zu haben ist, indem es eine Organisationsanstrengung unternimmt, nur dann werden wir sagen können, dass wir eine Welt geschaffen haben, wo es sich sehr gut leben lässt. Unsere Ehefrauen, unsere Hausfrauen, unsere Mütter, brauchen weder kiti, noch zatu oder raabo, um zu wissen, was man der Familie auftragen muss. Welche Entscheide wir auch immer fällen, allein sie können im Alltag die Parole, die Produkte Burkina-Fasos zu konsumieren zum grösseren Wohl Burkina-Fasos, in die Tat umsetzen.

Ich wünsche allen ein glückliches und gutes Jahr. Allen, die mit uns in Burkina-Faso leben, sei es aus Freundschaft zu uns, sei es einfach, weil ihre Pflicht sie in unser Land geführt hat, ich möchte ihnen wünschen, ein gutes Jahr bei uns zu verbringen, noch besser zu begreifen, dass jetzt aufregende Jahre ihres Lebens oder ihrer Karriere durchlaufen, weil sie der Geburt eines Volkes beiwohnen; sie können gerade sehen, wie ein Volk aus der Puppe

schlüpft und mit jedem Tag ein stärkeres, selbstsicheres Volk wird. Sie werden privilegierte Zeugen gewesen sein.

Ich richte meine Wünsche an alle überall in der Welt, an die Staaten, an alle Regierungen, die unser Volk respektieren, das sich nie selbst verleugnet hat und mit uns in aufrichtiger Freundschaft zusammenarbeiten.

Ich grüsse alle Völker, die es heute so eingerichtet haben, dass der Name Burkina-Faso mehrmals rund um die Erde gegangen ist, so dass wir ihn auch auf den entferntesten und unbekanntesten Inseln wiederfinden. Ich möchte allen diesen danken und ihnen sagen, dass wir uns ihres Vertrauens würdig erweisen werden.

Ich möchte wie jedes Jahr das Volk Ghanas grüssen, das brüderliche Volk Ghanas, mit dem wir zusammen jedes Jahr am 31. Dezember die Revolution feiern, die die Ghanesen in Ghana durchführen zum Wohl ihres Volkes und in der Perspektive einer Einheit zwischen den Völkern Ghanas und Burkina-Fasos und einer grösseren Einheit zwischen allen Völkern der Erde und vor allem der Völker Afrikas.

Ich wünsche allen Bürgern Burkina-Fasos, wo sie auch immer seien, in den Städten und auf dem Land, den Kranken und Gesunden, allen, die mich hören ein gutes und glückliches Jahr.

Vaterland oder Tod, wir werden siegen!

Beschneidung - kein Thema für Europas Frauen

von Jacqueline Ki-Zerbo

Ich komme aus einer afrikanischen Region, wo die Klitorisbeschneidung noch praktiziert wird. Das Problem der Klitorisbeschneidung wurde nicht erst in den letzten Jahren aktuell. Ich erinnere mich in dem Zusammenhang an eine Konferenz, die schon 1974 von den Vereinigten Nationen für afrikanische Frauen in Addis Abeba organisiert wurde. Die Beschneidung wird nicht zufällig heute wieder öfters zur Sprache gebracht, wo wir von der kulturellen Identität Afrikas sprechen. Leider lesen wir in der Presse oder hören wir im Rundfunk über die Beschneidung, die Exzision, nur unter rein medizinischen oder juristischen Gesichtspunkten. Dort schreiben oder sprechen Ärzte und Rechtsanwälte, denen sie ausnahmslos schrecklich erscheint, und die darum sagen, die Entfernung eines Körperteils sei vor allem eine Verletzung der körperlichen Identität eines Menschen und wohl auch seiner Grund-Rechte. Aber die Beschneidung ist nicht nur unter physischen Gesichtspunkten zu sehen, denn es handelt sich nicht bloss um eine Operation am weiblichen Körper. Sie muss auch in einem kulturellen Kontext gesehen werden, den Ausländer nicht immer ganz verstehen können. Die Beschneidung ist eine Praktik, die in einem bestimmten Lebensabschnitt an einem Mädchen vorgenommen wird. Das Mädchen wird übrigens vor der Beschneidung sexuell aufgeklärt und danach sorgfältig gepflegt. Ich muss allerdings um der Wahrheit willen hinzufügen, dass dieser aufklärerische und erzieherische Aspekt leider heute zunehmend verschwindet. Wenn man heute Bevölkerungsgruppen, bei denen die Exzision noch praktiziert wird, fragt, wozu das Ganze gut sei, dann

können die kaum noch eine richtige klärende Antwort geben; da kommen nur noch Sätze wie: „Das haben wir schon immer so gemacht, das war früher mit einem bestimmten Unterricht und der sexuellen Aufklärung verbunden“. Mit anderen Worten: Heute ist der Inhalt der Beschneidungs-Praxis weitgehend vergessen.

Wir Afrikanerinnen sehen die Beschneidung als einen kulturellen Sachverhalt an, der nur uns etwas angeht und über den wir allein befinden können. Alle Artikel und Beiträge von Ausländern können das Problem nicht lösen helfen, sondern nur polarisieren. Wenn ich so argumentiere, wird man meinen, ich sei eine Vertreterin und Verteidigerin der Beschneidung. Aber das bin ich nicht. Ich sage nur, dass die Afrikaner allein entscheiden müssen; vor allem die Afrikanerinnen, die die Beschneidung erlitten haben, wozu auch ich gehöre.

Aber wenigstens will ich hier eine Reihe von Dingen entmystifizieren: Da wird zum Beispiel gesagt, dass die Afrikanerinnen dadurch frigide werden. Das ist so eine Einbildung der Ausländerinnen, die wahrscheinlich fürchten, wenn man bei ihnen etwas wegschneidet, dann müssten sie unbedingt frigide werden. Aber solche Ängste sollte man nicht unbedingt auf Leute anderer Kulturen projizieren. Die Frauenkonferenz in Kopenhagen 1980 war Anlass für eine Reihe von intellektuellen Afrikanerinnen, die der Beschneidung unterzogen wurden, öffentlich zu erklären, dass sie mit ihren europäischen Schwestern einverstanden seien, wenn sie ihre körperliche Identität und Unverletzbarkeit verteidigen wollten; aber sie fügten sogleich hinzu, dass man nicht so vorgehen könne, wie der Affe, der eine Fliege töten wollte und seinem Affenbruder derart auf den Kopf schlug, dass dieser starb. Mit anderen Worten: Man darf auch dieses Kind nicht mit

dem Bade ausschütten. Die Afrikaner zeigen, sobald man ihnen die Beschneidung vorwirft, immer die gleiche Reaktion: Sie fühlen sich als Barbaren behandelt; daher lassen sie sich in dieses Problem nicht mehr reinreden. Ich möchte Sie also einladen, dieses Problem unter verschiedenen Aspekten mitzubetrachten. Aber im Grunde ist das ein Gespräch, das ich lieber unter Afrikanern führe.

Ergänzen möchte ich nur noch: Wenn wir vom kulturellen Kontext der Beschneidung sprechen, können wir unsere Religion nicht ausschliessen, denn unserer Meinung nach gehört Religion wesentlich zum kulturellen Bereich. Mit der Beschneidung bleiben sicher religiöse Wertvorstellungen verbunden. Ähnliches gilt für Polygamie und Scheidung. Selbst in Europa ist das Problem der Scheidung ja an religiöse, rechtliche und soziale Voraussetzungen gebunden, zum Beispiel daran, auf die Unterstützung durch einen Mann verzichten und gegebenenfalls für die Kinder selbst sorgen zu müssen. Wenn die Afrikanerin ihre Scheidung begehrt, muss sie solche Erwägungen anstellen und sich fragen, ob sie einen Bruder oder Onkel hat, der für sie sorgt, sofern sie ihren Mann verlässt. In Afrika ist es ja immer ein Mann, der für eine Frau zu sorgen hat. Da die Frauen oft nicht hinreichend gebildet und ausgebildet worden sind, müssen sie sich unter die Schutzherrschaft irgendeines männlichen Verwandten begeben. Die Problematik der Scheidung ist also nicht bloss eine religiöse und rechtliche, sondern vor allem auch eine materielle Frage nach der Versorgung. Viele Afrikanerinnen denken also gar nicht erst an Scheidung, weil für eine solche die Voraussetzungen nicht gegeben sind.

Noch einmal zurück zum Problem der Beschneidung. Ich habe gesagt, dass die Beschneidung eine körperliche Operation ist, die einhergeht mit einer Reihe von aufklärenden Massnahmen und Unterweisungen. Ich habe nicht gesagt, dass diese Unterweisung oder Aufklärung als Rechtfertigung anzusehen ist für die Beschneidung. Aufklärung geht nur zeitlich einher mit der Beschneidung, aber das eine rechtfertigt das andere nicht. Im übrigen wird die Beschneidung je nach Region sehr unterschiedlich vollzogen. In manchen Gegenden wird sie sehr früh durchgeführt, dann entfällt natürlich die Aufklärung, die sonst mit der Beschneidung einher geht. Man betrachtet das nur als eine Art hygienischen Vorgang. In anderen Regionen wird die Beschneidung bei der Pubertät vollzogen und geht mit Initiationsriten einher, die sehr umfangreich sind. Ich kenne einige Mädchen aus dieser Altersklasse; ich kenne ihre Gesänge, die sie lernen, und ich weiss, dass dabei wirklich aufklärerische Arbeit geleistet wird. Die Initiantinnen leben einige Wochen zusammen in einem besonderen Haus. Es wird ihnen eine gewisse Körperbeherrschung beigebracht. Es werden bestimmte Verhaltensformen gelehrt. Eine Lehrerin bringt ihnen bei, wie man isst, wie man spricht, wie man mit Leuten verkehrt; also quasi eine gesellschaftliche Erziehung. Sie alle wissen sicherlich, dass solches Wissen in Afrika nicht jedem Beliebigen weitergegeben werden darf. Die alten Frauen werden also nicht jedem erzählen, was sie den jungen Mädchen beibringen. In anderen sozialen Gruppen wird die Beschneidung sehr spät vorgenommen, mal erst bei der Heirat, mal sogar erst nach der ersten Niederkunft. Wir haben es also insgesamt mit ganz unterschiedlichen Gebräuchen und Verhaltensweisen zu tun, und für jeden konkreten Fall gibt es einen ebenso konkreten kulturellen

Inhalt, der mit der Beschneidung einhergeht. Was nicht übersehen werden darf ist, dass die Beschneidung als ein Ritus der Aufnahme in die Gesellschaft gesehen wird. Erst mit diesen Praktiken wird man eigentlich zur Frau. Man wird befreit von irgendwelchen bösen Elementen und dadurch erst gesellschaftlich integrierbar.

Ich würde jedenfalls Vorbehalte anmelden gegenüber allen Informationen über die Beschneidung, die europäische Anthropologen oder Ethnologen aus Afrika mitbringen; denn sie bestürmen, bedrängen und befragen die traditionell lebenden Leute um Erklärungen. Und dann erzählt man einfach irgendetwas.

Zur Identität der afrikanischen Frau

von Elisabeth Ohene

Die afrikanische Frau - würde ein Mann dieses Thema behandeln, so hätte er vermutlich eine einfachere Aufgabe als ich. Denn wahrscheinlich würde er einfach das Bild seines Idealtyps einer Frau zeichnen. Je nach Geschmack dieses Mannes wird er vielleicht sagen, sie soll klein und zierlich sein, oder gross und mit den Körpermassen 86-61-102. Und sie soll ein Typ von Frau sein, die schweigt und erst dann redet wenn sie gefragt wird. Wenn wir die afrikanischen Männer so frage und sie bitten würden, uns zu sagen, was ihr Idealtyp von Frau sei dann würden wir wahrscheinlich eine Vielzahl von Porträts von Idealfrauen erhalten, wahrscheinlich so viele, wie es Männer gibt. Aber ich bin nicht einmal sicher, dass wir am Ende einer solchen Umfrage dann einen Idealtyp der afrikanischen Frau bekommen hätten. Wahr-

scheinlich sind die meisten Menschen der Ansicht, dass es so etwas wie die afrikanische Frau schlechthin gar nicht geben kann. Afrika ist ein riesiger Kontinent. Es wohnen dort völlig unterschiedliche Völker und deswegen ist es wahrscheinlich völlig unrealistisch von „der“ afrikanischen Frau schlechthin zu sprechen.

Deswegen muss sich meine Beschreibung der afrikanischen Frauen notgedrungen auf den westafrikanischen Typus beschränken. Einfach aus dem Grund, weil ich diesen Typus am besten kenne und weil ich selbst eine solche westafrikanische Frau bin. Die Frauen im allgemeinen, ob es sich nun um Afrikanerinnen handelt oder Frauen anderer Kontinente, haben erst im letzten Jahrzehnt Schlagzeilen gemacht. Wahrscheinlich ist es daher angebracht, dieses Referat mit der Frage zu beginnen, wie es dazu kam, dass die Frauen als eigene Gruppe überhaupt im Rahmen der Frauenbefreiungsbewegung an die weltweite Öffentlichkeit traten. Indem wir näher untersuchen, wogegen sich die westliche Frau auflehnte, wofür sie kämpfte, können wir gleichzeitig mitdiskutieren, wie die Reaktion der afrikanischen Frau auf derartig Kämpfe aussieht. Wir können klären, ob die afrikanische Frau ähnliche Probleme hatte und ob sie überhaupt Sympathie empfand für das, was man als Frauenbefreiungsbewegung bezeichnet hat.

Viele Frauen in Afrika waren nicht gerade begeistert von der Frauenbefreiungsbewegung. Sie liess sie eher kalt. Die Zielsetzungen haben sie nicht sehr beeindruckt. Denn die BH-Verbrennungen, die bewusste Verwendung einer ordinären Sprache, die die Zuhörerschaft schockieren sollte, so etwas war für die afrikanischen Frauen nicht unbedingt eine Problemstellung, die auch für sie galt. Da gab es zum Beispiel die Frage, was denn eigentlich im

westlichen Sinne Schönheit sei. Eine Frage, die die afrikanischen Frauen nicht sonderlich bewegte. Ein BH war für sie nur ein praktisches Bekleidungsstück, also etwas Nützliches, aber nicht etwas, was eine weitergehende Bedeutung hatte. Die Brüste waren in den afrikanischen Gesellschaften nie Körperteile, die als etwas Unanständiges galten. Für uns ist es sicher unanständiger, die Beine zu zeigen als die Brüste. Wenn man also Frauen sah, die ohne BH gingen, so war das in Afrika durchaus nichts Schockierendes, die Verbrennung des BH's also ein sinnloser Akt. Die Verbrennung von Büstenhaltern wäre sicherlich keine Kampfmassnahme gegen irgendwelche Fesseln der afrikanischen Frau gewesen. Die Symbole, die im Rahmen der Frauenbefreiungsbewegung verwendet wurden, beeindruckten viele afrikanischen Frauen in keiner Weise.

Auch die andere Frage, ob Frauen als Puppen oder Babies behandelt werden, die eine Art zerbrechliches Porzellan darstellen, oder ob sie von Männern herablassend behandelt werden, stellt sich in Afrika nicht. Die Frau ist dort weder Puppe noch zerbrechliches Porzellan. Die afrikanische Frau hatte es immer mit der mühseligen Wirklichkeit des Lebens zu tun, mit harter Arbeit - das war stets ihr Los. Und diejenigen afrikanischen Frauen, denen man gelegentlich die Tür eines Autos aufhält, haben nie den Eindruck gehabt, dass das etwas war, dessen sie sich zu rühmen hätten. Wahrscheinlich sind sie eher verlegen, wenn man so etwas tut. Ihre Männer glauben auch nicht, dass es besonders fraulich ist, wenn Frauen sich als ewig jung darstellen oder versuchen, Jugend vorzuspiegeln. Afrikanische Frauen sahen sich bisher nie gezwungen, ihr Alter zu verschweigen, denn in afrikanischen Gesellschaften gilt es nicht als besonders erstre-

benswert, wenn man ewig 25 Jahre alt bleibt. Oder wenn man plötzlich einen Sprung von 25 auf 40 macht, um danach bis zum Ende seines Lebens 40 zu bleiben. Die afrikanischen Frauen waren immer stolz auf ihr jeweiliges Alter, weil unsere Gesellschaft das Alter respektiert. In den afrikanischen Gesellschaft hat also das Alter nur eine protokollarische Bedeutung, deswegen gibt es kein Interesse der afrikanischen Frau, ihr Alter zu verschweigen. Dinge, die also für die westliche Frau erstrebenswert sind, waren oft kaum so bedeutsam für afrikanische Frauen.

Die Afrikanerin läuft immer vor dem Mann her - wohlverstanden, damit der Mann sie vor Gefahren schützt, wenn sie von der Arbeit kommen oder zur Arbeit gehen. Schauen wir uns einmal einen Weg von oder zur Arbeit der beiden an: Die Frau trägt eine Menge Gepäck auf dem Kopf. (Das heisst: Wir mussten nie in eine Mannequin-Schule gehen, um zu lernen, wie man gut, aufrecht und gerade geht.) Wir mussten immer Dinge auf dem Kopf tragen, das haben wir von Kindsbeinen an getan. Die Frau kommt also mit einer Menge Dinge auf dem Kopf, dazu hat sie ihr Kind auf den Rücken gebunden; der Mann trägt höchstens eine Waffe, um irgendein wildes Tier abzuwehren, das die Frau möglicherweise bedrängen könnte. Auf dem Feld hat die Frau mindestens ebenso viel gearbeitet wie der Mann. Wenn diese Prozession nach Hause kommt, kann sich die Frau nicht in den Lehnstuhl setzen; sie muss sofort in die Küche, muss ihre Hausarbeit machen, sie muss für ihren hungrigen und müden Mann sorgen.

Traditionellerweise war auch die Verwendung von obszönen Ausdrücken nie beschränkt - jedenfalls in der ländlichen Gesellschaft. Wenn eine freizügige Sprache

eingeschränkt war, dann nur aus Altersgründen; Afrikaner verwenden gewisse Ausdrücke nicht, wenn Kinder dabei sind. Aber mit dem Geschlecht hat das nichts zu tun. Die Männer sagen nicht, jetzt sind Frauen unter uns, also dürfen wir nicht ordinär reden. Wenn eine Frau erwachsen ist, dann kann sie mit den Männern auf der Basis der Gleichheit verkehren. Zusammengefasst: die Idee, dass man Frauen wie Kinder behandelt, ist nicht afrikanisch.

Das heisst natürlich nicht, dass die afrikanische Frau nicht auch unterdrückt worden wäre, also sehr wohl ein Bedürfnis nach Befreiung bestanden hätte. Das Problem war nur, dass die afrikanische Frau es einfach nicht verstand, warum die westlichen Frauen sich dagegen wehrten, wie ein Baby oder eine Puppe behandelt zu werden. Ausdrücke wie Baby oder Puppe oder Sugar oder Liebling, das sind in Afrika keine Koseworte. Kein Afrikaner nennt seine Frau etwa Puppe oder Zuckerpüppchen oder Baby oder ähnliches. Die Männer sprechen nicht zu Frauen, als wären sie Kinder. Im Gegenteil.

Was die Afrikanerin will, ist eine gewisse Entlastung. Sie will nicht mehr so schwere Lasten tragen, auch in ganz wörtlichem Sinn. Als sich die traditionellen afrikanischen Gesellschaften wandelten und sich hinentwickelten zu westlich beeinflussten Gesellschaften, da wurde die afrikanische Frau zur grossen Verliererin. Sie hatte nun einige Lasten zu tragen, die die Frau im Westen seit langem trug, ohne dass sie jedoch die Vorzüge genossen hätte, die die Frau im Westen gehabt hatte. Die Afrikanerin leidet unter Diskriminierungen im Beruf, und sie hat gelernt, dass Zivilisiertsein bedeutet, nicht zuzugeben oder gar offen zu zeigen, dass man auch clever, geschickt und tüchtig ist. Sie ist also zwischen zwei einander wi-

dersprechende Kulturen geraten, und sie freut sich gar nicht darüber, dass die Frau im Westen jetzt gewisse Dinge ablehnt zur selben Zeit, zu der sie in Afrika gerade lernt, dass diese Dinge auch angenehm sein können.

Die traditionelle Arbeitsteilung nach Geschlechtern, die in der westlichen Welt als normal gelten darf, war in den afrikanischen Gesellschaften nie so strikt. In den rein traditionellen Gesellschaften herrschte hier eine eher pragmatische Unterscheidung: In den Agrargesellschaften ist es zunächst Aufgabe des Mannes, das Roden durchzuführen. Danach ist die Frau verantwortlich für Jäten, für Pflanzen, Ernten. Aber hier kann man nie klar einen Trennungsstrich ziehen - das ist Sache des Mannes, das ist Sache der Frau. Es ist durchaus möglich, dass eine Frau ihre Landwirtschaft allein betreibt, weil sie sie auch allein besitzt. Die Statistiken des Internationalen Arbeitsamtes besagen, dass 60 bis 80 Prozent der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Afrika Frauen sind. Sie pflanzen, jäten, ernten, verarbeiten und konservieren für den Bedarf ihrer Familie. Wenn es sich jedoch um Erträge handelt, die für den Verkauf auf dem Markt bestimmt sind, dann ist das meist Angelegenheit des Mannes. Aber auch diese Trennung gilt nicht überall, sondern eher für die Länder des südlichen Afrikas und Ostafrikas. In Ghana z.B. kann man nicht unbedingt sagen, dass gewisse Landwirtschaften nur von Frauen betreut werden und andere von den Männern. Es ist durchaus möglich, dass eine Frau hier eine eigene Landwirtschaft betreibt mit Gemüse, Süßkartoffeln und ähnlichem, was wir als Nebenerwerbs-Landwirtschaft bezeichnen. Bei all dem ist mir nicht wichtig nachzuweisen, dass die Frauen mindestens soviel arbeiten wie die Männer, obwohl das sicherlich auch wichtig ist. Wichtiger ist es mir zu sagen, dass

die Frau über das, was sie produziert, frei nach ihrem Gutdünken verfügen kann. Insbesondere in Westafrika ist es für eine Frau geradezu schockierend, entdecken zu müssen, dass in den sogenannten zivilisierten Teilen der Welt noch immer Frauen um ihr Recht kämpfen müssen, selbst Eigentum zu besitzen und darüber verfügen zu dürfen, ohne den Mann fragen zu müssen.

Ein Beispiel: Der Einzelhandel in Westafrika wird immer noch von den legendären Marktfrauen dominiert, Frauen, die in der Lage wären, es mit jedem Industriekapitän eines weltweiten Grossunternehmens aufzunehmen. Diese Frauen verstehen es sogar, mit multinationalen Gesellschaften zu verhandeln und ihre Geschäfte zu machen. Ihr Scharfsinn im Geschäftsleben ist so beeindruckend und die Art und Weise, wie sie ihr Geschäft tätigen, grossartig - wenn auch vielleicht unorthodox -, dass sie es leicht mit Absolventen der Harvard-Business-School, die in einem Ministerium sitzen oder gar Finanzminister geworden sind, aufnehmen. Diese Frauen bilden eine in höchstem Masse selbstbewusste Gruppe. Und sie sind sich auch der Macht, die sie haben, voll und ganz bewusst. Es wurde in Nigeria und Ghana gesagt, dass diese Frauen eine Regierung stürzen und eine andere, die sie haben wollen, einsetzen könnten. Oder wenn alle Marktfrauen von Accra eines Tages beschlossen, ihre gesamten Guthaben von der National-Bank abzurufen, dann würde diese Bank Bankrott gehen. Ich bedaure direkt, dass diese Frauen bis jetzt noch nicht auf diese Idee gekommen sind.

Es ist nun interessant festzustellen, wie das Verhältnis dieser Frauen zu ihren Ehemännern oder Freunden oder den Männern im allgemeinen aussieht. Das Haus, das so ein Paar bewohnt, gehört vielleicht der Frau. Es mag

durchaus sein, dass sie die gesamte Kleidung des Mannes kauft und bezahlt. Sie gibt ihm vielleicht sogar ein Taschengeld. Aber sie besteht darauf, aus Gründen, die mir nie einsichtig waren, von „ihrem“ Mann eine Art symbolisches Haushaltsgeld zu bekommen und wenn es nur eine Summe ist, die vielleicht nur für fünf Tage reicht. Aber sie besteht auf diesem Haushaltsgeld, um den äusseren Schein zu wahren. Ich glaube, Afrikanerinnen leisten wirklich grosses, wenn sie dem Ego des Ehegatten schmeicheln wollen. Wenn beispielsweise so ein Paar zu irgendeinem Fest geht, wo es üblich ist, Geld zu spenden, dann stammt es sicherlich von der Frau, aber sie sorgt rechtzeitig dafür, dass dieses Geld vom Mann gegeben wird, indem sie es ihm heimlich zusteckt. Dann zieht der Mann seine grosse Show ab und spendet das Geld. Selbst wenn eine Frau allein zu einem solchen Fest geht, dann gibt sie das Geld sozusagen nur als Überbringerin ihres Mannes. Mit anderen Worten: Sobald die Frau vom Markt zurückkehrt, das heisst aus dem Geschäftsleben oder aus ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit nach Hause kommt, dann unterwirft sie sich ganz bewusst der Herrschaft des Mannes, obwohl sie eigentlich den Geldbeutel verwaltet. Das ist eine interessante Tatsache, da immer angenommen wurde, dass das Geld die wesentliche Rolle spielt für die Herrschaftsverhältnisse zwischen Mann und Frau. Diese Frauen sind sich natürlich voll und ganz der Macht bewusst, die sie in Händen halten. Wenn sie diese Macht bewusst aufgeben, dann geschieht es absichtlich. Sie unterwerfen sich dem Mann nicht deswegen, weil er die ökonomische Macht hat, denn er hat sie oft gar nicht, sondern aus Gründen, die weit zurückreichen in die traditionellen Gegebenheiten der maternalistischen Gesellschaft. Dort hatte die sogenannte Königinmutter ungeheu-

re Macht. Denn sie entschied immer darüber, wer neuer König werden sollte. Obwohl bestimmte Strukturen und Vorschriften zur Wahl des Häuptlings galten, hatte das letzte Wort praktisch immer die Königinmutter. Sie hat gesagt, wer zum Häuptling gewählt wird, aber auch wer abgesetzt werden muss. Sie hat also über die entscheidende Macht verfügt bei der Auswahl der Führungspersönlichkeiten. Aber gleichzeitig waren diese Königinmütter durchaus bereit und willens, sich mit einer zweitrangigen Rolle zu begnügen. Sie wären nie auf den Gedanken gekommen, ihre eigentlichen Machtbefugnisse, die sie tatsächlich ausüben, nach aussen deutlich zur Schau zu stellen. Ich fasse wieder zusammen: Die afrikanischen Frauen hatten eigentlich keine Probleme, was ihren Status in der Gesellschaft anlangt. Sie hatten immer Macht und sie wussten das. Also hatten sie da überhaupt keine Komplexe. Erst als die westliche Kultur eindrang, kam es zu einer Vermischung der Rollen, und die Stimme der Frauen in Afrika trat in den Hintergrund. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit vieler Frauen ging verloren und damit auch ihre Mitbestimmung. Von nun an spielten viele Afrikanerinnen eine völlig untergeordnete Rolle, waren völlig abhängig von den Männern. Sie versuchten westliche Normen zu übernehmen, indem sie zum Beispiel meinten, dass eine richtige Lady nicht arbeiten sollte; statt dessen gründeten sie Vereine: die Frauen von Ärzten, die Frauen von Rechtsanwälten - alles „sehr wichtige“ Frauenverbände. Solche Gruppen sind ebenso unafrikanisch wie absurd. Denn es werden lediglich Vorbilder der westlichen Mittel- oder Oberschicht nachgeahmt, indem man Veranstaltungen wie Teekränzchen oder Kaffeeklatsch und ähnliches macht. Solche Frauen haben sich nur mit der Karriere ihrer Männer identifiziert. Ein derartiges

Phänomen ist, wie ich betonen möchte, völlig unafrikanisch. Die Regeln des Protokolls und der Etikette bei echter afrikanischer Geselligkeit ziehen nie die Position des Ehemannes für eine Frau in Betracht. Die Stellung der Frau hat traditionellerweise in Afrika nichts mit der Position ihres Mannes zu tun. Erst die Übernahme des westlichen Systems führte zu Status- und Machtverlust für die Frau in Afrika und dämmte gleichzeitig jegliche Initiative der Afrikanerin ein. Erst in jüngster Zeit haben ökonomische Faktoren dazu geführt, dass diese Dinge neu überdacht wurden und man sich fragte, ob derartige Träume oder Zielsetzungen überhaupt sinnvoll sind. Frauen konnten auch in der traditionellen Gesellschaft Medizinfrauen oder Fetischpriesterinnen sein. Aber durch den Wandel, der mit der Übernahme der westlichen Kultur über uns hereinbrach, sah man es nicht mehr gerne, dass Mädchen ein Medizinstudium aufnahmen. In der traditionellen Gesellschaft dagegen waren es nicht bloss Männer, die sich der Heilkunde verschrieben und Frauen, die bestenfalls Assistenzdienste leisteten. Umgekehrt war das Handwerk nicht etwa nur den Frauen vorbehalten. Vielmehr war Handarbeit auch eine männliche Tätigkeit. Aber als der Schulbesuch allgemein üblich wurde, hat man die Mädchen beschwatzt, nur noch derartige handwerkliche Arbeiten zu erlernen, während die theoretischen Ausbildungswege den Jungen vorbehalten blieben.

Für die Mode hat die Afrikanerin schon immer etwas übrig gehabt. Zum Beispiel legt sie auf ihre Haartracht grossen Wert und verbringt viele Stunden damit, eine neue Frisur zu kreieren. Kurze Zeit jedoch war der Einfluss des Westens auf unsere Mode und Frisur so gross, dass die Afrikanerinnen alle Modetrends Europas nachahmten. Da gab es Frauen in Accra, die nur Christian-

Dior-Kleider und Frisuren trugen, die etwa auf den Titeln von Vogue erschienen. Für solche Trends waren zum Teil die schwarzen Amerikanerinnen verantwortlich - aus Gründen, die ich hier nicht im Detail erörtern möchte. Diese schwarzen Amerikanerinnen waren einfach gezwungen, die weissen Frauen nachzuahmen. Da war es natürlich für die amerikanischen und europäischen Produzenten sehr verlockend, in Afrika hier einen ähnlich erfolgsversprechenden Markt aufzubauen. Sie verkauften den Afrikanerinnen Hautbleichcreme, die tatsächlich eine Zeitlang guten Absatz fand. Oder es wurden Produkte verkauft, die das Haar glätten, damit die Afrikanerinnen so aussahen wie Europäerinnen. Diese Dinge galten eine bestimmte Zeit lang als modern, als einer guten Erziehung entsprechend.

Ähnlich war es mit der Kleidung. Man zwang die Afrikanerinnen in alle möglichen europäischen Kleidungsstücke, die ihre breiten Hüften und ihren runden Po kleiner machen sollten. Dabei waren diese Modelle überhaupt kein Vorbild für die Afrikanerinnen - was jemandem in Europa gut steht, das braucht noch lange nicht zu einer Afrikanerin zu passen. Glücklicherweise erkannten viele (oder zumindest einige) Frauen diese Trugbilder. Sie sahen einfach nicht mehr ein, warum sie engsitzende Korsetts tragen oder ihr Haar vergewaltigen und wahnsinnig viel Geld ausgeben sollten, nur um westlich zu wirken. Glücklicherweise haben sich diese Dinge wieder gewandelt. Das Kraushaar ist wieder in Mode, und man gilt nicht nur dann als gut angezogen, wenn man die Schöpfungen von europäischen Modezaren trägt.

Die Ernährung spielt hier übrigens auch hinein. Mädchen wurden zur Schule geschickt und lernten dort die französische Küche und wie man ein Soufflé macht oder

was Europäer sonst noch als besondere Spezialität ansehen. Es wurde nicht länger als zivilisiert angesehen, wenn eine Frau traditionelle Speisen zubereitet. Wir haben hier echt einen Verlust zu verzeichnen gehabt und auch die kulinarische Erfindungsgabe wurde abgetötet. Etwa wenn es darum ging, neue Zubereitungsarten für die traditionellen Nahrungsmittel zu finden.

Ich sagte bereits, dass es in Afrika immer als unanständig galt, die Beine herzuzeigen, während die Brüste zu zeigen durchaus in Ordnung war. Dass die freien Brüste durchaus nichts Unanständiges waren, ist wohl darauf zurückzuführen, dass bei uns die Mutterschaft eine so wichtige Rolle spielt. Kinderkriegen ist nach wie vor besonders wichtig in Afrika. Und in der Regel wird es als ein Fluch der Ahnen oder als eine Strafe Gottes angesehen, wenn eine Afrikanerin kein Kind zur Welt bringt. Die Mutterschaft festigt und stärkt den Status einer Frau in unserer Gesellschaft. Denn ab einem bestimmten Alter verlieren die afrikanischen Frauen ihren individuellen Namen. Man kennt sie dann nur noch als Mutter des X oder die Mutter des Y, niemals jedoch als Frau des X oder des Y. Man kennt sie als Mutter von X. Wenn von einem bestimmten Alter an eine Frau nur noch als die Mutter von jemandem bezeichnet wird, und das ist dann bei irgendwelchen Frauen gar nicht der Fall, dann ist das für die Betroffenen wirklich eine Katastrophe. Obwohl es als wichtig angesehen wird, dass eine junge Frau heiratet, ist es aber auch keine Katastrophe oder kein „Tabu“, wenn eine Frau unverheiratet bleibt. Unverheiratet zu sein ist nicht so schlimm wie kinderlos zu sein, selbst wenn das bedeuten sollte, dass man nur uneheliche Kinder hat.

Die Probleme für die Frauen der gesamten Welt scheinen mir etwa gleichgelagert zu sein, nur die Akzente werden in den verschiedenen Regionen sehr unterschiedlich gesetzt. Alle Frauen haben den Eindruck, dass sie sich befreien und emanzipieren müssen. Aber wovon die europäische Frau befreit werden will, ist ganz etwas anderes, als wovon die Afrikanerin gerettet werden will. Die Afrikanerin (wie die Frauen in anderen Erdteilen) sieht es als ihre Hauptaufgabe an, dass die Familie weiterbesteht. Sie kocht und lehrt ihre Töchter kochen; sie setzt dem Gatten sein Leibgericht vor; sie klagt über die Untreue ihres Ehemannes auch in der Polygamie; sie erzieht ihre Söhne dazu, die Ohren steif zu halten und belehrt ihre Töchter, dass nichts auf der Welt wichtiger ist, als ein Kind auszutragen.

Noch ein letztes Wort zur Polygamie; denn das ist ein Thema, bei dem Europäern immer so ein wohliger Schauer den Rücken herunterläuft. Die meisten afrikanischen Frauen sehen kein Problem in der Polygamie. Natürlich sind auch sie zu jenen Gefühlen fähig, die westliche Frauen immer voraussetzen. Aber es wäre doch eigentlich Heuchelei, wenn man behauptet, nur der westliche Typ der Ein-Ehe sei massgeblich für das, was man Ehe nennt. Die Männer des Westens leben in Monogamie. Aber diese Monogamie geht Hand in Hand mit Seitensprünge n oder Geliebten. Das bleiben natürlich illegale Verhältnisse, weil die Legalität nur die Einehe vorsieht. Die Afrikaner bekennen sich zur Polygamie. Im Grunde machen sie dasselbe wie die Männer in anderen Erdteilen auch, aber sie erkennen auch andere Frauen als ihre legitimen Ehefrauen an. Bei uns weiss eine Frau, woran sie ist; und das ist besser, als wenn sie glaubt, sie sei die einzige, in Wirklichkeit ist sie das aber nicht und

muss ständig nachsehen, was der Mann ausser Haus eigentlich so treibt. Soweit ein kleiner Exkurs zur Frage der Polygamie. Eine berühmte Beschreibung der Frau sagt, sie sei eine Kreatur, „die zu Tränen neigt.“ Ja, auch die Afrikanerin kennt Zeiten der Tränen. Denn sie ist es, die die Aufgabe hat, einen Leichnam zu versorgen, einen Verstorbenen auf die Bestattung vorzubereiten. Aber erst nachdem sie ihn versorgt und aufgebahrt hat, darf sie weinen. Erst wenn ihre Arbeit getan ist, darf sie weinen. Dann muss sehr viel geweint werden am Totenbett. Und dabei wird sie nicht gestört, solange der Tote im Haus ist. Fast bin ich geneigt zu sagen, dies sei ein Bild für das Leben der afrikanischen Frau überhaupt: Die Arbeit muss getan werden, und erst wenn diese Arbeit beendet ist, dann kommt die Zeit für Tränen, wo die Tränen aber auch reichlich fliessen.

**Anmerkung zur Stellung der Frau
im modernen Afrika**
Von Ofozu Amaah

In der modernen Gesellschaft ist die Kleinfamilie der Normalfall auch für Afrika geworden. Aus diesem Grund identifizieren sich auch bei uns heute viele Frauen mit der Position des Mannes. In unserer traditionellen Gesellschaft behielten alle Frauen ihren eigenen Namen. Man kannte sie als Schwester oder Mutter von dem und dem. Der Ehemann war nicht so wichtig für die Identität der Frau. Heute ändert sich diese Situation. Sehr viele Männer identifizieren sich mit und durch ihre Ausbildung, ihre Stellung, ihren Titel - aber nicht mehr durch die

Grossfamilie, aus der sie stammen. Und das trägt in einem gewissen Mass zur Unterdrückung der Frau durch den Mann in der Kleinfamilie bei. Hiergegen hat auch die westliche Frau gekämpft, als sie mehr Rechte für sich forderte. Die afrikanische Frau hatte mit solchen Problemen lange nichts zu tun. Erst die Kleinfamilie birgt heute das Risiko eines Verlustes der überkommenen Rechte der afrikanischen Frau. Etwas anderes sollte aber auch gesagt werden: Wenn die afrikanischen Frauen sich der westlichen Zivilisation unterwerfen, der westlichen Mode, den westlichen Tendenzen in der Haartracht, dann hat das nichts zu tun mit der Beziehung der Geschlechter; es ist vielmehr Ausdruck einer allgemeinen Haltung, die alle unterdrückten Gesellschaften betrifft: Derjenige, der unterdrückt wird, passt sich dem Massstab des Unterdrückers an.

Burkina Faso - eine Übersicht

Von Jean Rossiaud

Auszug aus dem Journal de Genève vom 18. Februar 1986 (in Zusammenarbeit mit Eric Rossiaud und François Grin).

Burkina Faso, „Heimat“ (auf Douala) „der freien Menschen“ (auf Moré), besteht aus einem ausgedehnten Plateau, dessen Fläche ungefähr der Hälfte Frankreichs entspricht; die Bevölkerung ist beinahe gleich gross wie die schweizerische. Ohne Zugang zum Meer, grenzt es im Norden an Mali und Niger und ist im Süden durch die Elfenbeinküste, Ghana, Togo sowie Benin vom Golf von Guinea getrennt.

Die Verwüstungen des Harmattan

Die Regenzeit dauert von Juni bis Oktober, eine Jahreszeit ununterbrochener Tätigkeit, in welcher man sät und erntet (Hirse, Sorgho etc.); sich fortzubewegen, wird sehr schwierig, die Pisten sind unpassierbar. In der Trockenzeit, die vom November bis Mai dauert, verlangsamt sich traditionellerweise - mit regionalen Abweichungen - die gesamte Aktivität.

Entgegen bestimmten Vorstellungen über den Sahel beträgt die Niederschlagsmenge in Burkina Faso nicht spürbar weniger als der Durchschnitt in den europäischen Ländern: die Niederschläge verteilen sich aber nicht über das ganze Jahr, sondern nur auf drei bis vier Monate im Maximum. Ausser in sehr trockenen Perioden (1972-1983) fällt also genügend Regen. Wenn es an Wasser mangelt, so deswegen, weil es schlecht gefasst oder zu

rückgehalten wird: es kann nicht in allzu trockene oder durch herumziehende Herden festgestampfte Böden einsickern und trägt in zerstörerischen Wildbächen einen Teil des Humus mit sich fort. Zurück bleibt eine sehr magerere Erde, die der Wind, der Harmattan, schliesslich in Wüste verwandelt.

Dennoch ist Burkina Faso im wesentlichen ein Agrarland: 95% der aktiven Bevölkerung arbeiten im primären Sektor. Der Anbau für die Selbstversorgung macht 90% aus, gegenüber 10% für Cash-Crops (Bohnen zum Beispiel). Da die Zuwachsrate der Lebensmittelproduktion niedriger bleibt als das Bevölkerungswachstum, nimmt das Lebensmitteldefizit immer mehr zu (1984: 25'000 Tonnen beim Getreide). Die Hungersnot von 1984, eine direkte Folge davon, konnte nur dank internationaler Hilfe verhindert werden, welche aber oft zu spät eintraf.

Karger Boden und Untergrund

Es geht nicht darum, Tatsachen zu bestreiten: Burkina Faso sieht sich mit einem Klima und einem Boden konfrontiert, die zu den undankbarsten gehören. Aber diese ungünstige geographische Lage ist nicht fatal. Die wichtigsten Handicaps, die den Aufschwung des Landes behindern, müssen anderswo gesucht und sie müssen politisch überwunden werden.

Erstens ist der Untergrund sehr arm an Rohstoffen: Kupfer, Marmor, Antimon und Bauxit sind zu wenig konzentriert, um einen rentablen Abbau zu ermöglichen. Die „Eisenbahnschlacht“ zu der die ganze Bevölkerung aufgerufen ist, sich zu beteiligen, hat zum Ziel, den Sahel verkehrstechnisch zu erschliessen und in Tambao, 350 km nördlich von Ouagadougou endlich den Abbau des

Magnesiums zu ermöglichen. Zweitens fehlen genügend Energiequellen: Burkina Faso verfügt weder über Erdöl noch Steinkohle, weshalb es einige grosse Staudammprojekte wiederaufgenommen hat, 1983 Sourou und 1985 Kompienga. Das Ziel ist die Verminderung der Erdölrechnung sowie die Entwicklung der bewässerten Landwirtschaft bis zur Lebensmittelselbstversorgung in einigen Jahren. Dem widerspricht René Dumont: der berühmte Agronom zählt diese Vorhaben zu den Prestigeprojekten.

Die Mossi kehren ins Land zurück

Drittens ist die industrielle Ausrüstung von Grund auf nicht für grosse Produktionseinheiten angepasst worden, da der innere Markt wegen der schwachen Kaufkraft der Bevölkerung begrenzt ist (95% der Bevölkerung leben im Subsistenzsektor) und die Exportmärkte keine Alternative bieten.

Viertens hat man die Arbeitskräfte aus dem Volk der Mossi, das für seinen Arbeitseifer bekannt ist, lange Zeit als den einzigen Reichtum Obervoltas betrachtet. Eine massive Emigration (1,5 Millionen) war ein Charakteristikum des Landes seit der Kolonisierung durch Frankreich, welches diese Arbeitskräfte zwecks Ausbeutung seiner anderen Kolonien (Mali, Niger, Elfenbeinküste) oder als seine „tirailleurs sénégalais“ (senegalesische Schützen) benützte. Heute, nach Abschaffung der Kopfsteuer, die immer ein wichtiger Grund für die Emigration war, fordert Burkina Faso diese Arbeiter auf, ins Land zurückzukehren.

Die Flexibilität gegenüber Investoren

Schliesslich zwingt die Abhängigkeit vom ausländischen Kapital die Regierung, ideologische Flexibilität an den Tag zu legen, um den ausländischen Investoren Sicherheiten zu geben und eine überstürzte Kapitalflucht zu verhindern: der zukünftige Fünfjahresplan gesteht dem Privatsektor einen Vorzugsplatz zu (Reduktion des staatlichen Verwaltungsbudgets, der Beamtengehälter und der diplomatischen Repräsentationsausgaben).

Als sich Staatschef Thomas Sankara 1985 an die „Männer der Wirtschaft“ wandte, erklärte er: „Wenn Sie sich entscheiden, in die prioritären Sektoren zu investieren, die dem Volk helfen, bei den Nahrungsmitteln die Selbstversorgung zu erreichen, sowie hinsichtlich Wohnen, Erziehung, Gesundheitswesen seine Grundbedürfnisse zu befriedigen, werden wir das ganze Gewicht des Staates dafür einsetzen, Sie zu schützen. Dafür gibt es weite Bereiche, wo Sie investieren können...“ Integer, antiimperialistisch und bestrebt, seine Bündnisse möglichst zu diversifizieren, lehrt das neue Regime die Bevölkerung die Notwendigkeit, sich „auf die eigenen Kräfte zu stützen“. Der „autozentrierte“ Entwicklungsprozess gibt sich eher pragmatisch als dogmatisch, auch wenn die Verwendung eines orthodox-marxistischen Vokabulars das Gegenteil erwarten liesse.

Der Wille zur Demokratisierung aller Ebenen scheint aufrichtig zu sein und macht sich bemerkbar zum Beispiel im Platz, der den Frauen zugewiesen wird, in der Unterdrückung des Chief-Wesens als politische Macht, im Kampf gegen Machtmissbrauch und Unterschlagung von Geldern, oder in der Wiederaufwertung der ländlichen Gebiete.

Jeder Bürger ist ein „Freiwilliger“

Eine dauernde Anstrengung wird von jedem Bürger verlangt: „Freiwilliger“ Bau von Schulen, Sportplätzen und Sanitätsposten in jedem Dorf; Einübung der Waffenbedienung in einer dem schweizerischen Modell ähnlichen Milizarmee. Bei so vielen Forderungen an ihre Schäflein laufen die politischen Führer jedoch Gefahr, eines Tages einer Bevölkerung gegenüberzustehen, welcher der Schnauf ausgeht. Der Dienstleistungssektor ist - wie in der Mehrzahl der Drittweltländer - praktisch inexistent, sieht man von der aufgeblähten Verwaltung ab, die allein 60% des Staatsbudgets verschlingt. Der erbitterte Kampf, den das Regime gegen Korruption, Prestige-Aufwendungen und Lebensführung der Bürokraten führt, ist eines der greifbarsten Resultate der Regierung Sankara. Aber man schafft keine Privilegien ab, ohne Unzufriedenheit hervorzurufen, besonders unter den regimefeindlichen Beamten.

Gegenwärtig besteht dennoch kein Zweifel, dass die Mehrheit des Volkes für die Ideale von Hauptmann Sankara gewonnen ist.

Thomas Sankara - kurze Biographie

Geboren am 21. Dezember 1949 in Yako. Sein Vater ist Peul, seine Mutter Mossi. Katholisch.

Primarschule in Gaoa in der Provinz Poni (Abschluss der Primarschule 1966). Eintritt in die Militärschule von Kadiogo, wo er das Abitur macht. Er setzt seine Studien an der Militärakademie von Antsirabe (Madagaskar) fort. Er wird zum Offizier befördert und erhält den Grad eines Unter-Leutnants im Jahre 1972. Er erhält die Gelegenheit zur Teilnahme an einem Fallschirmspringerkurs an der Fallschirmspringerschule von Pau (Frankreich), wo er gemäss einigen Zeugen Kontakt mit der OCV (Organisation communiste voltaïque = Kommunistische Organisation Obervoltas) hat. Zweiter Schulungskurs: Fallschirmspringerzentrum Rabat (Marokko). Zurück nach Obervolta im Jahre 1974, wo er wiederholt sich mit Verantwortlichen von Organisationen der Linken trifft, aber in keine davon als Mitglied eintritt. Dafür organisiert sich diskret eine nationalistische Gruppe von Militärs und Zivilpersonen. Sie setzt sich namentlich zusammen aus Thomas Sankara, Blaise Compaoré, Jean-Baptiste Lingani, Henri Zongo und Abdul Salam Kaboré. Ende 1974 wird Thomas Sankara an die Front von Mare de Soum geschickt, eine Region, die sowohl von Mali wie von Obervolta beansprucht wird. 1976 wird er Fallschirmspringer-Instruktor und wird Verantwortlicher für die Fallschirmspringer-Kommandos von Pô. Im September 1981 beruft ihn Oberst Saye Zerbo in seine Regierung, wo er den Posten eines Staatssekretärs bei der Präsidentschaft der Republik als Informationsbeauftragter bekleidet. Im April 1982 demissioniert er „wegen Meinungsverschiedenheiten“. Er wird sofort dem Militärcamp von

Dedougou (200 km von Ouagadougou entfernt) wegen Disziplinarverstoss und Ungehorsam zugeteilt. Am 7. November 1982 Staatsstreich. Sanitätsmajor Jean-Baptiste Ouedraogo wird Staatschef. Thomas Sankara, von dem einige behaupten, er habe beim politischen Umsturz eine wichtige Rolle gespielt, bleibt vorerst im Hintergrund, wird aber am 11. Januar 1983 Ministerpräsident.

Am 17. Mai 1983 wird Sankara abgesetzt und im Militärlager von Ouahigouya inhaftiert. Die Verhaftung wurde von Hauptmann Jean-Claude Kambouele durchgeführt, der zusammen mit ihm in Madagaskar ausgebildet wurde. Jean-Baptiste Lingani wurde ebenfalls verhaftet. Henri Zongo, der sich im Militärlager Guillaume Ouedraogo im Zentrum von Ouagadougou verschanzt hatte, ergab sich schliesslich auf ausdrücklichen Befehl von Thomas Sankara, der es vermeiden wollte, Frankreich und gewissen Ländern der Subregion einen Vorwand zur Intervention zu liefern.

Nur Blaise Compaoré konnte entkommen und ging mit seinen Fallschirmspringer-Kommandos in Pô zur offenen Rebellion über. Zum Schluss muss die Regierung weichen: Thomas Sankara wird nach Ouagadougou zurückgebracht, wo er unter Hausarrest gestellt wird. Am 4. August 1983 marschiert Blaise Compaoré auf Ouagadougou und nimmt die Hauptstadt ein. Ein Nationaler Revolutionsrat wird gebildet. Thomas Sankara wird sein Vorsitzender. Blaise Compaoré wird Staatsminister bei der Präsidentschaft der Republik, Jean-Baptiste Lingani wird Verteidigungsminister und Henri Zongo Minister für Wirtschaftsförderung.

Kurze Chronologie der Ereignisse

12. Jahrhundert. Vermutlich Eroberung des heutigen Mossigebietes durch berittene Mossikrieger, die aus dem heutigen Ghana kamen. Gründung des Königreiches, oberster weltlicher und geistlicher Herrscher ist der Mogo Naba („Herrscher der Welt“) mit Sitz in Ouagadougou.

15. Jahrhundert. Einwanderung der Peul, der Samo und der Bissa.

1894. Die Franzosen dringen ein.

1896. August. Eroberung Ouagadougous durch die Franzosen.

1897. Beginn der kolonialen Ära. Einführung der Kopfsteuer und Zwangsarbeit (Eisenbahn- und Strassenbau, Plantagen an der Elfenbeinküste).

1904. Obervolta wird der Kolonie Haut-Sénégal-Niger einverleibt. Die Verwaltung wird Stück für Stück von der Kolonialmacht übernommen.

1919. Obervolta wird als eigenständiges koloniales Territorium konstituiert.

1932. Die französischen Plantagenbesitzer erreichen die Auflösung des Territoriums. Es wird auf die Elfenbeinküste, Niger und Französischer Sudan aufgeteilt.

1946. Gründung des Rassemblement démocratique africain (RDA) in Bamako (Mali).

Abschaffung der Zwangsarbeit.

1947. Obervolta wieder als eigenes Territorium konstituiert.

1956. Die Sektion Obervoltas des RDA wandelt sich in den Parti démocratique unifié, dann in die Union démocratiques voltaïque um.

11. Dezember 1958. Proklamation der Republik. Der Vorsitz des Ministerrates wird Maurice Yameogo anvertraut.

10. Dezember 1959. Yameogo wird Präsident der Republik.

5. August 1960. Proklamation der Unabhängigkeit Obervoltas.

1965. Die Regierung beschliesst eine Senkung der Löhne. Ausrufung des Generalstreikes.

3. Januar 1966. Staatsstreich unter Führung von Oberstleutnant Sangoule Lamizana, Sturz Yameogos. Lamizana übernimmt die exekutive und legislative Macht auf dem Dekretsweg.

8. Februar 1974. Die Armee beschliesst, die gesamte Macht zu übernehmen.

28. Mai 1978. Sangoule Lamizana wird zum Präsidenten gewählt.

25. November 1980. Lamizana wird durch einen militärischen Staatsstreich gestürzt. Oberst Saye Zerbo übernimmt die Macht an der Spitze des Comité militaire de rederesement pour le progrès national (Militärisches Wiederaufbaukomitee für den nationalen Fortschritt).

7. November 1982. Saye Zerbo wird seinerseits von einer Gruppe von Offizieren gestürzt, die den Conseil provisoire de salut du peuple (CPSP, Provisorischer Volkswohlfahrtsrat).

26. November 1982. Der CPSP wird durch den Conseil de salut du peuple (CSP, Volkswohlfahrtsrat) ersetzt, dessen Vorsitz von Sanitätsmajor Jean-Baptiste Ouedraogo übernommen wird.

17. Mai 1983. Hauptmann Thomas Sankara, Ministerpräsident, wird auf Befehl des CSP verhaftet. Er wird im Juni in der Folge der Rebellion einer Fallschirmspringer-Kommandoeinheit unter Führung von Blaise Compaoré befreit.

4. August 1983. Ein Staatsstreich stürzt Jean-Baptiste Ouedraogo. Der Conseil national de la révolution (Nationaler Revolutionsrat) wird unter dem Präsidium von Thomas Sankara gebildet. **28. Mai 1984.** Ein Staatsstreichversuch scheitert, sieben Verschwörer werden hingerichtet.

4. August 1984. Obervolta wird in Burkina-Faso umbenannt; die „Heimat“ (Dioula-Sprache) der „freien Menschen“ (Moré-Sprache).

Bibliographie

Ammi-Oz, Mosbé: „L'installation des militaires voltaïques, I.P. 59-79, Revue française d'études politiques africaines, 152/153, 1978.

Balimo, Salfo Albert: „Genèse de la Haute-Volta“, Ouagadougou, Presse africaine, 1969.

Bassolet, François Djoby: „Evolution de la Haute-Volta“ (de 1898 au 3 janvier 1966), Mémoire de l'UED, Genf.

Beuchelt, E. / Ziehr, W.: Schwarze Königreiche, Völker und Kulturen Westafrikas.

Bruchhaus, Eva Maria: Frauen in Obervolta, Situationsanalyse und entwicklungspolitische Ansatzpunkte, Freiburg i.Br., 1979.

Capron, Jean: „Communautés villageoises (le cas de Haute Volta)“, Paris, Institut d'ethnologie, 1973.

Centre d'Information sur le développement: „Profil de la Haute-Volta“, Paris 1975.

Delobson, A.A. Dim: „L'empire du Magho-Naba. Coutumes des Mossis de la Haute-Volta“, Paris, Domat-Montchrestien, Etudes de sociologie et ethnologie juridiques de l'Institut de droit comparé.

Gollut, Mauricette, „Le pays de l'oudalan“, Mémoire de l'IUED, Genf.

Gosselin, Gabriel, „L' Afrique désenchantée“, Paris, Anthropos, Bd. I und II.

Gosselin, Gabriel, „Travail, Tradition et développement en Pays Bissa“ (S.29-46),

Cahiers ORSTROM, Serie „sciences humaines“, Bd. 7, Nr. 1, 1970.

Guilhem, Marcel / Toe, Sylvain / Herbert, Jean: „Histoire de la Haute-Volta“, L'Afrique, le monde. Cours moyens, Paris, Liget (1964).

Izard, Michel: Introduction à l'histoire de royaumes mossi, Paris-Ouagadougou, Recherches voltaïques 12/13, 1970.

Lallemand, Suzanne: Une famille Mossi, Paris-Ouagadougou, Recherches voltaïques 17, 1977.

Les Atlas Jeune Afrique, Le Haute-Volta, 1975.

Lippens, Philippe, „La République de Haute-Volta“, Paris, Berger-Levaul, 1972.

Marc, Lucien: Le pays mossi, Paris, 1909

Marchal, J.-Y.: „Brève histoire du développement d'économie de la Haute-Volta“, Economie et humanisme, Nr. 265 (Mai/Juni 1982) 1. 49-58.

Ouedraogo. L.: „Une expérience d'animation rurale en Haute-Volta“, (S. 111127), Communautés, Nr. 26, Juli-Dezember 1969.

Owona, Joseph: „La constitution de la IIIe République voltaïque“, S.309-328, Juli 1979.

Pegard, Odette: „Structures et relation en pays Bissa, Haute-Volta“, Cahiers d'études africaines, Nr.18, 1965.

Person, Yves: „L'Etat-nation et l'Afrique“, Le mois en Afrique, Nr. 190/191, Oktober/November 1981.

Politique Africaine, Sondernummer, Nr. 20, Dezember 1985.

Riesmann, P.: „La réalisation de la liberté individuelle chez les Peuls (Haute-Volta)“, Psychopathologie africaine (périodique), Bd. 6, Nr.3, 1970.

Savonet-Guyot, Claudette, „Etat et sociétés au Burkina“, Karthala, 1986.

Schneider-Berthold: Industrie und Grundbedürfnisbefriedigung in Afrika, Zur Förderung von Handwerk und Kleinindustrie, in „Least Developed Countries“ am Beispiel Obervoltas, Frankfurt a.M. 1984.

Skinner, Elliot, P.: The Mossi of the Upper Volta, Stan-

ford 1964.

Skinner, Elliot P.: African Urban Life, The transformation of Ouagadougou, Princeton 1974.

UCODEP: Regards sur la Haute-Volta, Poitiers 1981.

Yarga, Larba: „La fin de la IIIe République voltaïque“, Le mois en Afrique, Nr. 182/183, Februar/März 1981.